

Shakespeare, Lewinsky, Irving: Grosses Literatur-Spezial

DIE WELTWOCHEN

Nummer 13 – 31. März 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Cora Stephan:
Faszination
Hausfrau**



Ballade einer Grossbank

Aufstieg und Niedergang der Kreditanstalt

4 194 407 006 902 1 3

Mauritius ein Inselparadies erwartet Sie!

Schneeweisse Strände, erstklassige Hotels, tropische Wälder und kristallklares Wasser – das ist die Trauminsel Mauritius. Dazu das ganze Jahr über warme Temperaturen, Golf spielen mit Meersicht und die Herzlichkeit der Bevölkerung! Gönnen Sie sich eine Auszeit vom Alltag und geniessen Sie die Sonne!

2'350.^{CHF}
pro Person



Shangri-La's ★★★★★ Le Touessrok Resort & Spa

Das bekannte Luxushotel wurde nach einer umfassenden Renovation unter dem Management von Shangri La wieder eröffnet. Es gehört zu den besten Adressen in Mauritius und ist eine tropische Oase mit stilvollem Ambiente und traumhafter Lage. 5 Nächte Zimmer/Frühstück inkl. Flüge und Privattransfers vom 01.05. – 25.09.16. (Weitere Daten auf Anfrage)

CHF 2'350.- pro Person (Zusatznacht CHF 170.-)

Trou aux Biches Resort & Spa ★★★★★(★)

Wunderschönes, stilvolles Resort im Nordwesten der Insel, ca. 20 km von Port Louis entfernt. Sechs verschiedene Restaurants, zwei Bars, mehrere Swimmingpools und zahlreiche Sportmöglichkeiten am Strand. Grosser SPA Bereich. Grosszügige Suiten mit allem Komfort. Arrangement inkl. Frühstück und leichtem Mittagessen. 5 Nächte Zimmer/Frühstück inkl. Flüge und Privattransfers vom 23.05. – 25.09.16 (Weitere Daten auf Anfrage)

CHF 2'150.- pro Person (Zusatznacht CHF 135.-)

2'150.^{CHF}
pro Person



1'950.^{CHF}
pro Person



LUX* Grand Gaube Hotel ★★★★★(★)

An der Nordküste, direkt am wunderschönen Strand, liegt dieses einmalige Hotel. Das Fischerdorf Grand Gaube befindet sich in der Nähe. Romantisches Hotel mit vielen unerwarteten Extras. Zahlreiche Sportmöglichkeiten am Strand und Golf in der Nähe. 7 Nächte Zimmer/Frühstück inkl. Flüge und Privattransfers vom 21.05. – 25.09.16 (Weitere Daten auf Anfrage)

CHF 1'950.- pro Person (Zusatznacht CHF 90.-)



Leistungen bei allen Angeboten: Tägliche Abflüge ab Zürich mit EMIRATES via Dubai nach Mauritius und zurück, Taxen und Steuern, Privattransfers, 5 (resp. 7 im LUX* Grand Gaube) Übernachtungen mit Frühstück Basis Doppelzimmer, lokale, deutschsprachige Betreuung und ausführliche Reiseunterlagen.

bischofberger
reisen
...die Welt erleben

Dufourstrasse 157 - 8008 Zürich
Tel. 044 384 93 93
www.bischofberger-reisen.ch
info@bischofberger-reisen.ch

Verlangen Sie unseren neuen
Katalog "Indischer Ozean"!



Intern

Eine gute und eine weniger gute Nachricht erreicht uns aus dem Bildungswesen. Das renommierte QS-Ranking, das weltweit die Qualität von Universitäten und Hochschulen vergleicht, zählt die ETH Zürich erstmals zu den Top 10. Auch das Schwesterinstitut in Lausanne gehört zu den besten Hochschulen der Welt. Weniger erfolgreich schneiden die anderen Universitäten ab. Besonders die Geisteswissenschaften sind nur Mittelmass. Woran liegt das? Inlandchef Philipp Gut stellte diese Frage Schweizer Professoren und Institutsleitern. Und er zeigt, was die angelsächsischen Top-Universitäten besser machen. **Seite 30**



Endspiel um den Rauchgenuss: die Villiger-Saga.

«Das ist nicht die Zukunft, die ich mir erträume: ein paar Millionen an die Bahnhofstrasse zu tragen und Coupons zu schneiden.» Mit diesen Worten begegnete der Tabakfabrikant Heinrich Villiger, heute 85, einst dem Gerücht, Villiger Söhne solle nach der Wahl seines Bruders Kaspar in den Bundesrat meistbietend verkauft werden. Stattdessen nahm Heinrich, den man den «grünen Heinrich» nannte, die Herausforderung an und steuerte fortan das Familienunternehmen alleine. Unter Ausklammerung der Zigarettenindustrie gehört die Villiger-Söhne-Gruppe heute weltweit zu den Top 10 im Tabakgeschäft. Florian Schwab hat Heinrich Villiger getroffen und die Geschichte einer Schweizer Dynastie geschrieben. Was die Villiger-Saga mit der sozialistischen Revolution im Zigarrenland Kuba zu tun hat und wie Heinrich Villiger das Endspiel um den Rauchgenuss führt: **Seite 34**

Der Herbst 2013 wird für die Zürcher Polizei-korps als bittere Zeit in Erinnerung bleiben.

Während in der Stadt Zürich ein halbes Dutzend angeblich korrupte Beamte der Sittenpolizei abgeführt wurden, verurteilte das Bezirksgericht Dietikon zwei Stadtpolizisten, die einen Randständigen brutal zusammengeschlagen, gefoltert und ausgeraubt haben sollen. Hinter beiden Fällen, die eine grosses Medienecho fanden, steckte die Staatsanwaltschaft I für «besondere Untersuchungen». *Weltwoche*-Redaktor Alex Baur fand in beiden Fällen Unstimmigkeiten. Während sich das vermeintliche Korruptionsnetzwerk bei der Sitte inzwischen weitgehend in Luft aufgelöst hat, bestätigte das Obergericht im letzten Juni die Verurteilung der vermeintlichen Prügelpolizisten. «Ein kras- ses Fehlurteil», schrieb Baur damals. Nun hat ihm das Bundesgericht recht gegeben. Anstelle der Polizisten sitzt nun die Zürcher Justiz auf der Anklagebank: In beiden Fällen liess sich die Staatsanwaltschaft I für einen schmutzigen Rachefeldzug von Kleinkriminellen instrumentalisieren. **Seite 40**

Zu Zeiten Shakespeares war es den Stückeschreibern verboten, aktuelle politische Geschehnisse auf der Bühne zu verhandeln. Trotzdem spiegelt sich in Shakespeares Dramen sehr konkret die labile Sicherheitslage und die Brutalität im damaligen Königreich, wie unser Autor Rolf Hürzeler eindrücklich aufzeigt. Viele seiner Stücke sind Referenzen an seinen Herrscher, König Jakob I. Der grösste Dramatiker der Weltgeschichte steht anlässlich seines 400. Todesjahres im Zentrum unserer Literaturbeilage. Ein weiterer Schwerpunkt bildet Charles Lewinsky: Aus seiner Feder stammt der originellste Roman der Schweiz seit langem. Rico Bandle hat den bald siebzigjährigen Autor in seinem Lieblingscafé am Zürichberg getroffen. **Seite 56–67**

Ihre *Weltwoche*

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,
Hubert Mooser, Alex Reichmuth,
Markus Schär, Claudia Schumacher,
Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Peter Holenstein, Mark van Huisseling
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, Tom Kummer,
Christoph Landolt, Dirk Maxeiner,
Christoph Mörgele, Franziska K. Müller,
Daniela Niederberger, Kurt Pelda,
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*),
Martin Kappler, Anton Beck (*Assistent*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*),
Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Nadia Ghidoli, Rita Kempfer,
Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

DAS SCHWEIZER ALL-BRANCHEN PORTAL

Auf www.stellen-anzeiger.ch publizieren
und von attraktiven Konditionen profitieren.

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.stellen-anzeiger.ch



Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Burma auf dem Irrawaddy

mit den Suitenschiffen RV Thurgau Exotic 1 und 2 ☀️☀️☀️



Es het solangs het
Rabatt*
bis Fr. 1100.-

*Abhängig von Auslastung,
Saison, Wechselkurs

Seit 2009 schon mehr als
4000 begeisterte Gäste!

Rangun–Bagan–Mandalay

17 Tage ab Fr. 4890.- (Rabatt Fr. 1100.- abgezogen, 30.08.16, Suite HD)

- 1. Tag Schweiz–Rangun** Flug via Bangkok.
- 2. Tag Rangun** Stadtrundfahrt 1. Teil. Einschiffung.
- 3. Tag Rangun–Irrawady Delta** Stadtrundfahrt 2. Teil. Mittags heisst es «Leinen los!».
- 4. Tag Danupyu** Rundfahrt mit Fahrrad-Rikschas. Fahrt durch das Irrawaddy Delta.
- 5. Tag Myan Aung–A Kauk Taung** Rundgang durch Myan Aung zum Stadtzentrum mit Markt.
- 6. Tag A Kauk Taung–Shwe Daung–Pyay** Passage der Klippen von A Kauk Taung. Nachmittags Busfahrt nach Shwe Daung. Stadtrundfahrt Pyay (Promé) und Besichtigung der Shwe San Daw Pagode.
- 7. Tag Thayet Myo** Rundgang durch die ehemalige Grenzstadt zwischen Süden und Norden Burmas.
- 8. Tag Minhla–Magwe** Besichtigung Festung von Minhla. Busausflug in die Umgebung von Magwe.
- 9. Tag Magwe** Rundfahrt mit Fahrrad-Rikschas, Besuch von Markt, Eisenschmiede, Myat Thalon Pagode.
- 10. Tag Sale–Bagan** In Sale Spaziergang. Rundfahrt mit Pferdewagen in Bagan. Puppentheater an Bord.
- 11. Tag Bagan** Besichtigung einiger der wichtigsten Tempel und Pagoden.
- 12. Tag Shwe Pyi Thar** Rundgang durch ein Dorf mit vielen familiär geführten Töpfereien.
- 13. Tag Amarapura** Busausflug Amarapura. Sonnenuntergang an der U Bein Brücke.
- 14. Tag Sagaing–Ava–Mingun** Busfahrt in die Sagaing-hügel. Pferdewagenfahrt zur Ruinenstadt Ava. Schiffahrt nach Mingun. Tempelbesuch. Abends burmesische Tanzaufführung an Bord.
- 15. Tag Mandalay** Stadtrundfahrt mit Mahamuni Pagode, Teakholzkloster und Handwerksbetrieben. Abschieds-Cocktail an Bord.
- 16. Tag Mandalay–Bangkok** Ausschiffung und Transfer zum Flughafen. Rückflug via Bangkok.
- 17. Tag Zürich** Morgens Ankunft, ind. Heimreise.

Mandalay–Bagan–Rangun
Gleiches Programm in umgekehrter Reihenfolge.
Programmänderungen vorbehalten.

RV Thurgau Exotic 1 und 2****

Im Kolonialstil in Burma gebaute Holzschiffe für max. 21/28 Gäste. Elegant eingerichtet überzeugen sie durch die familiäre Atmosphäre. Die grosszügigen Suiten und Einzelkabinen verfügen über Dusche/WC, Föhn, Safe, Klimaanlage. Die Suiten erstrecken sich über die gesamte Breite des Schiffes, so dass sich der Blick auf beide Ufer bietet. Im Restaurant finden alle Gäste gleichzeitig Platz. Eine kleine Salonbar befindet sich auf dem Sonnendeck. **Nicht-raucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Suite mit Doppelbett, RV Thurgau Exotic 1 und 2



Verlängerungsmöglichkeiten von Okt. bis März

3 Tage Inle See ab Fr. 890.- pro Person*

8 Tage Ngapali Beach ab Fr. 1390.- pro Person*

8 Tage Inle See und Ngapali Beach ab Fr. 1690.- p.P.*

*Weitere Leistungen und Details im Internet oder Prospekt verlangen.

- Faszinierende Flusslandschaften
- Luxuriöse Suitenschiffe für 21 bzw. 28 Gäste
- 20 m²-Suiten mit Wohn- und Schlafzimmer

Abreisedaten 2016/17 Es het solangs het Rabatt

Thurgau Exotic 1

Mandalay–Rangun	Rangun–Mandalay
30.08.16 1100	27.12.16 300
27.09.16 700	24.01.17 300
25.10.16* 300	21.02.17 300
22.11.16* 300	21.03.17 700
	10.01.17 300

Thurgau Exotic 2

Mandalay–Rangun	Rangun–Mandalay
06.09.16 900	03.01.17 300
04.10.16 500	31.01.17 300
01.11.16 300	28.02.17 500
29.11.16 300	17.01.17 300
	15.11.16* 300
	18.10.16 300
	14.02.17 300
	14.03.17 700

*nur noch wenige Kabinen verfügbar

Unsere Leistungen

- Flusskreuzfahrt mit Vollpension an Bord
- Flüge ab/bis Zürich mit Thai Airways in G-Klasse (Economy Class) oder anderer IATA Gesellschaft
- Transfers, Taxen, Landausflüge und Stadtrundfahrten
- Thurgau Travel Schiffsmanagement
- Lokale deutschsprachende Reiseleitung

Nicht inbegriffen: An-/Rückreise zum/vom Flughafen, Versicherungen (wir empfehlen eine Jahresversicherung von Allianz Global Assistance), Getränke, Trinkgelder, Visum Fr. 80.-, Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.- pro Auftrag (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

Einzelkabine Hauptdeck	5990
Suite Hauptdeck	5990
Suite Oberdeck Mitte	6390
Suite Oberdeck vorne	6790
Front-Suite Oberdeck, Privatbalkon	7790
Zuschlag Business Class	auf Anfrage

Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Verlangen Sie J. Büsser oder O. Bissoli
Gratis-Nr. 0800 626 550 

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | info@thurgautravel.ch

Thurgau Travel 

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Islam

Terrorismus und Migration: Wir produzieren Heerscharen von Entwurzelten und Unzufriedenen. Von Roger Köppel

Europa ist im Begriff, sich selber abzuschaffen. Keine Zivilisation überlebt, wenn sie ihre Grenzen nicht mehr sichert und ungesteuert Hunderttausende, ja Millionen von schwer bis kaum integrierbaren Fremden aufnimmt. Die grössenwahnsinnige «Wir schaffen das»-Mentalität hat in der europäischen Geschichte regelmässig Katastrophen verursacht. Vermutlich dachten die europäischen Staatenlenker ähnlich, als sie ihre Armeen im Sommer 1914 in einen vermeintlich kurzen Krieg schickten: «Wir schaffen das.» Vier Jahre und Millionen von Toten später sah man den Irrtum ein. Ausbaden mussten es die Völker, nicht die Regierenden. Selbstüberschätzung steht am Ursprung aller Übel.

Das Grundproblem heute bleibt der Islam. Aus Gründen, die uns nicht näher zu interessieren brauchen, ist diese Religion besonders gefährdet, von todessüchtigen Fanatikern und Verrückten missbraucht zu werden. Nicht der Glaube an sich ist schuld, aber es bleibt eine verstörende Tatsache, dass es nicht entmenschte Buddhisten, Protestanten, Juden oder Zeugen Jehovas sind, die Flughäfen und Kinderspielplätze in die Luft sprengen. Es sind Angehörige der muslimischen Glaubensgemeinschaft, die sich im Namen ihres Gottes für solche Schreckenstaten ermächtigen. Den Missbrauch Gottes für irdische Zwecke mag es in vielen Religionen geben oder gegeben haben. Aber die Virulenz des islamistischen Terrors ist eine Tatsache. Verschweigen und Beschönigen hilft nichts.

Was haben die Terroranschläge mit der aktuellen Zuwanderung aus Nordafrika und dem Nahen Osten zu tun? Wohlmeinende beschwichtigen. Sie sagen, dass die Bombenleger in Europa geboren wurden und europäische Pässe hatten. Das ist richtig. Aber hier liegt auch das Alarmierende. Anscheinend sind muslimische Gemeinden in Frankreich, Belgien oder Deutschland Brutstätten der Nichtintegration und der religiösen Verhetzung. Die hochgelobte «Integrationspolitik» der Staaten versagt. Einbürgerungen können keine Voraussetzung, sondern sollten allenfalls das Resultat einer gelungenen Integration sein. Paris und jetzt Brüssel sind akute Symptome einer falschen, kranken Zuwanderungspolitik.

Obschon bereits die Integration der hier geborenen Muslime kaum gelingt, nimmt



«Die Schweiz setzt auf Willkommenskultur.»

die EU weitere Millionen von Islamgläubigen aus Nordafrika und dem Nahen Osten auf. Damit vergrössert sie das Risiko des Terrorismus in Europa erheblich. Die Gefahr, dass unter dem Deckmantel des Asyls islamistische Selbstmordmörder eindringen, ist vorhanden. Noch verhängnisvoller finde ich allerdings den Umstand, dass unsere Gesellschaften in einer Art Schocktherapie, in einem grenzübergreifenden Menschenexperiment gleichsam im Schnellverfahren von Politikern, die nur ihr Image sehen, ohne Mandat verändert werden.

Die allermeisten Migrantinnen bringen nicht die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Integration in unsere Wettbewerbswirtschaft mit. Im Gegenteil importieren sie ihre zum Teil vormodernen Vorstellungen von Politik, Rechtsstaat, Frauen und Religion. Sie kommen aus Gebieten, in denen Stammesfehden und Blutrache an der Tagesordnung sind. Mittelalterliche Auffassungen von männlicher Ehre werden mit heiligem, ja tödlichem Eifer ausgelebt. Es ist absehbar, dass viele in den Wohlfahrtssystemen enden werden. Der Druck zur Anpassung durch Arbeit entfällt. Das Risiko besteht, dass wir Heerscharen von Entwurzelten und Unzufriedenen produzieren, deren Enttäuschung politische Ventile suchen wird. Frankreich und Belgien sind nur ein Vorgeschmack. Es ist eine Illusion, zu glauben, die Politik könne diese Völkerwanderung bewältigen.

Wohlverstanden: Ich glaube nicht an unverrückbare ethnische oder kulturelle Prägnungen. Der Mensch ist beweglich und anpassungsfähig, wenn es die Umstände erfordern.

Wir sind das einzige Lebewesen, das sich neu erfinden kann, wofür Philosophen den Begriff «praktische Transzendenz» erfunden haben. Selbstverständlich können sich auch Muslime in unserer Gesellschaft durchsetzen und Erfolg haben. Aber man muss zur Kenntnis nehmen, dass es eben Gruppen und Kulturen gibt, die sich weniger schnell zurechtfinden als andere. Diese kulturellen Unterschiede und Herkunftsprägungen sind nicht unübersteigbar, aber es gibt sie, und man muss mit ihnen rechnen. Gute Migrationspolitik ist deshalb immer eine Frage der konkreten Menschen, des Masses und der Zahl. Je schwerer sich bestimmte Kulturen mit der Eingliederung tun, desto behutsamer und dosierter sollte die Zuwanderung gesteuert werden. Die Behörden müssen lernen, nein zu sagen.

Die EU macht das Gegenteil. Der Flüchtlingsdeal mit der Türkei ist eine weitere Bankrotterklärung. Brüssel schiebt die Verantwortung für den Schutz der Ostgrenzen an den Autokraten Erdogan ab. Man zahlt Milliarden, stellt den Türken Reisefreiheit in Aussicht und nimmt ihnen erst noch Migrantinnen aus dem Nahen Osten ab, in unbegrenzter Zahl. Das ist kein Abkommen, sondern eine Unterwerfung. Sie zeigt, dass die EU nicht mehr in der Lage oder willens ist, wesentliche hoheitliche Aufgaben auszuüben. Der Schengen-Vertrag wird Makulatur, ebenso das Dubliner Flüchtlingsabkommen, das noch nie funktionierte. Die Situation ist instabil und gefährlich. Soziale Konflikte drohen. Politischer Extremismus lodert, solange die Eliten und ihre Medien nicht bereit sind, die von ihnen geschaffenen Probleme zu diskutieren und zu lösen.

Und was geschieht in der Schweiz? Die Zuwanderung geht fast unvermindert weiter. Die Initiative gegen die Masseneinwanderung ist noch weit von einer Umsetzung entfernt. Der Bundesrat gewichtet die Interessen der EU höher als den Volksentscheid. Im Asylbereich setzt Justizministerin Sommaruga ungebremst auf Willkommenskultur. Durch die neue Asylgesetzrevision wird die Schweiz noch attraktiver für Asylbetrüger und falsche Flüchtlinge. Der Bundesrat müsste Signale eines verschärften Grenzschutzes aussenden: Asyl nur für wirklich an Leib und Leben Bedrohte. Stattdessen werden die Aufnahmekapazitäten ausgebaut. Neu will der Bund sogar Private und Gemeinden enteignen dürfen. «Gratisanwälte» für alle Asylanten sollen mehr Tempo in die Abläufe bringen. Es wäre ein weiterer Irrtum: Da die Schweiz die abgewiesenen Asylbewerber kaum nach Hause schickt, werden die Rechtsbeistände bestenfalls nur dazu führen, dass noch mehr falsche Flüchtlinge noch schneller – «beschleunigt» – in der Schweiz bleiben dürfen.

Masshalten wäre gefragt. Masslosigkeit herrscht. Das kann nicht gutgehen.



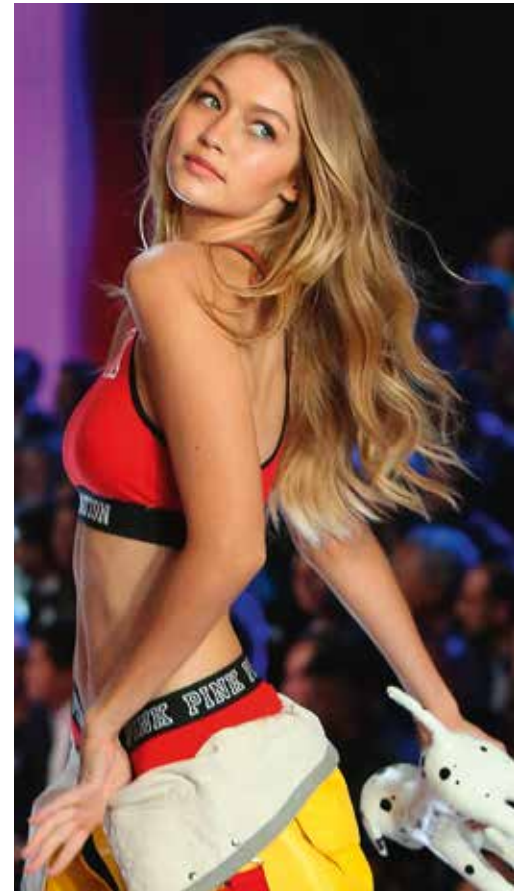
Paradiesvogel: Bernd Schildger. Seite 42



Haifischbecken: Recep Tayyip Erdogan. Seite 44



Schweizer Unis im globalen Vergleich: Seite 30



Die neue Kardashian: Gigi Hadid. Seite 52

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Munteres Falschbudgetieren
- 9 **Im Auge** Elio Di Rupo, Ex-Regierungschef
- 10 **Terror** Nur keine Panik
- 10 **Regulierung** Ausbruchversuch
- 11 **Fernsehen** Blinde Empörung
- 11 **Erziehung** «Spielzeugfrei»
- 12 **Faszination Hausfrau**
Das Ansehen der Hausfrau leidet. Warum eigentlich?
- 14 **Nachrufe** Johan Cruyff, Roger Cicero
- 14 **Personenkontrolle** Riklin, Mörgeli, Schaer, Aeppli etc.
- 16 **Schlingernder Supertanker**
Was bei der Credit Suisse schiefgelaufen ist
- 18 **Credit Suisse** Rainer E. Gut, das Phantom vom Paradeplatz
- 20 **Banken** Die Fehler von CS-Präsident Urs Rohner
- 21 **Unternehmen** Von der SKA zur CS
- 22 **Die Deutschen** Beten und Liebe
- 22 **Wirtschaft** Riesige Verunsicherung
- 23 **Ausland** Pessimismus ist fehl am Platz
- 24 **Mörgeli** Die CVP von Franz Josef Pfister
- 24 **Bodenmann** Minder-Initiative war ein Flop
- 25 **Medien** «Massiv überschätzt»
- 25 **Gesellschaft** Der Anrufer
- 26 **Darf man das?** / Leserbriefe

Hintergrund

- 28 **«Warum hast du das getan?»**
Die SVP-Bundesräte Ueli Maurer und Guy Parmelin
- 30 **Schweizer Mittelmass**
Sieger und Verlierer im neusten Hochschul-Ranking
- 32 **Schöner schwafeln**
Das Abc des politisch korrekten Biedersinns
- 34 **Das Erbe des grünen Heinrich**
Die 125-jährige Zigarrendynastie Villiger
- 38 **Währung** Wertvolle Souveränität
- 39 **Islamismus** Maulkorb statt Dialog
- 40 **Ein Lügner und seine Komplizen**
Fall Bobillier: Systemfehler bei der Zürcher Strafjustiz
- 42 **Schlachtenführer statt Parteisoldat**
Bernd Schildger, Berner Zoodirektor und SVP-Kandidat
- 44 **Süpertürk**
Der türkische Präsident gängelt die Europäer
- 46 **Politik** Die EU und die Türkei sind aufeinander angewiesen
- 47 **Türkei** Lahmer Tiger
- 48 **USA** Andi Gross über Donald Trump
- 50 **Ein bunter Haufen**
London sucht einen neuen Bürgermeister
- 52 **Aufgehende Sterne**
Amerika im Bann des Hadid-Clans



«Die Idee war plötzlich da»: Autor Lewinsky.

Literatur

60 Meister der Manipulation

Zu seinem 70. Geburtstag präsentiert Charles Lewinsky den seit langem verrücktesten und originellsten Schweizer Roman

54 Literatur Steiners Herzton

56 Bestseller

56 Shakespeares Referenz an seinen Herrscher

Die Epoche des Dramatikers war der heutigen Zeit ähnlicher, als man denkt

59 Klassiker Jeremias Gotthelfs «Die Käserei in der Vehfreude» (1850)

62 Pender zwischen den Gegensätzen

John Irvings neuer Roman «Strasse der Wunder»

63 Krimi Philip Kerrs «Der Wintertransfer»

64 Kommunismus Post von unten

65 Politik Neues Buch von Star-Ökonom Robert Reich

66 Alle Macht den Grossmüttern

Erica Jong über Sex im Alter, Donald Trump als Hitler und über Pinguine

67 Deutsch Es & es

68 Top 10

68 Kino «Eddie the Eagle»

69 Jazz Thad Jones / Mel Lewis Orchestra

70 Namen Höhere Klasse geschafft

71 Hochzeit Louis Schützenhöfer, Psychologe

71 Thiel Lies!

72 Wein Histoire d'Enfer. Païen Réserve 2013

72 Zu Tisch Tanja Grandits, Julien Duvernay

73 Auto Bentley Continental GT Speed

74 MvH trifft Lapo Elkann, Unternehmer

Autoren in dieser Ausgabe

Cora Stephan



Die Publizistin und Buchautorin fragt sich, warum das Ansehen der Hausfrau so tief gesunken ist. In ihrem Essay plädiert sie für die

Familie als Schutzraum der Privatsphäre und spricht sich gegen die Einmischung der Allgemeinheit aus. Seite 12

Udo Steinbach



Der renommierte Islamwissenschaftler leitete von 1976 bis 2007 das Deutsche Orient-Institut in Hamburg und lehrte an der Philipps-

Universität in Marburg. Er analysiert die schwierige Beziehung zwischen der Türkei und der EU. Seite 46



Achtes Matrioschka-Gespräch

Zum Kern der Dinge vordringen

TRAJECTORIES OF RUSSIA'S ECONOMIC MODERNISATION

Referat:

Yaroslav Lissovlik

Leitung: Wolfgang Koydl

Redaktor Weltwoche, Buchautor

Hotel St. Gotthard, Zürich

11. April 2016

Fr. 95.- / Gönner: Eintritt frei

18 Uhr: Beginn der Veranstaltung

Sprache: Englisch

Anschliessend Apéro:

Hobelkäse-Bufferet mit Züpfle

Information: +41 44 261 19 71

Anmeldung:

info@swissrussianforum.org

Medienpartner

DIE WELTWOCH

Stallführungen
exklusiv für Platin-Club



© Stefan Seelig

450 Jahre Spanische Hofreitschule

Ballett der weissen Hengste

Die weltberühmten Lipizzaner-Hengste der Spanischen Hofreitschule Wien kommen nach Zürich. Erleben Sie das Gastspiel an der Jubiläums-Gala im Zürcher Hallenstadion – inklusive Stallführung für Platin-Club-Mitglieder!

Anlässlich ihres 450-jährigen Bestehens geht die Spanische Hofreitschule mit einer aussergewöhnlichen Gala-Reitvorführung auf Tournee. Dreissig Hengste und ihre Reiter präsentieren alle Gänge und Touren der Hohen Schule, das Pas de deux, die wichtigsten Elemente der «Schule auf der Erde» mit Pirouette, Piaffe und Passage sowie atemberaubende Figuren der «Schule über der Erde» wie Levade, Courbette und Kapriole.

Eine einmalige Gelegenheit, die einzigartige Harmonie zwischen Mensch und Tier hautnah zu erleben! Als besonderes Zückerchen haben Sie die Gelegenheit, den edlen Pferden bei der exklusiven Stallführung Auge in Auge gegenüberzustehen.

Die Spanische Hofreitschule Wien ist die einzige Institution der Welt, an der die klassische Reitkunst in der Renaissancetradition der Hohen Schule bis heute unverändert gepflegt wird. Die Tradition der Ausbildung und Reit-

kunst der Spanischen Hofreitschule geht auf die Lehren des griechischen Feldherrn Xenophon um 400 v. Chr. zurück. Seit Dezember 2015 zählt sie zum immateriellen Weltkulturerbe der Unesco.



© René van Bakel

*Das VIP-Package beinhaltet:

Ticket VIP-Kategorie (Sitzplatz), Cocktail-Stehdinner mit kalten und warmen Speisen inkl. Dessert, Getränke à discrétion während des Dinners, Getränkegutschein für die Pause, Garderobe, separater Eingang, Parkticket/reservierte Parkplätze, Betreuung durch Hostessen, DVD, Plüschtier.

Platin-Club-Spezialangebot

Gala der Spanischen Hofreitschule im Hallenstadion Zürich inkl. Stallführung.

Daten:

- Freitag, 10. Juni 2016, 20 Uhr
- Samstag, 11. Juni 2016, 20 Uhr
- Sonntag, 12. Juni 2016, 15 Uhr

Angebot:

Buchen Sie Ihr Wunschticket am Datum Ihrer Wahl, und Sie erhalten **gratis dazu eine exklusive Stallführung vor Ort!**

Kategorie 1	Fr. 108.–	Kategorie 4	Fr. 58.–
Kategorie 2	Fr. 98.–	Premium	Fr. 138.–
Kategorie 3	Fr. 78.–	VIP-Package	Fr. 358.–*

Buchung:

Bestellen Sie über 0900 444 262 (Fr. 1.19/Min). Bitte das Stichwort «Weltwoche» angeben.

Bedingungen:

Das Angebot ist limitiert! Berücksichtigung nach Eingang der Buchungen. Die Preise verstehen sich inkl. Vorverkaufs-, exkl. Bearbeitungsgebühren. Nicht kumulierbar, max. 6 Tickets pro Abonnement.

Veranstalter:

MAAG Music & Arts AG, Zürich

Weitere Informationen:

www.hofreitschule.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Munteres Falschbudgetieren

Von Alex Reichmuth — Der Bund hat sich im Asylwesen erneut verrechnet und braucht deutlich mehr Geld. Allgemein kostet die Flüchtlingspolitik mehr als behauptet.



Konsequenzen unterschätzt: Integrationskurs.

Es kam, wie es kommen musste. Das Jahr ist gerade mal drei Monate alt – und schon geht dem Bund das Geld für seine Asylpolitik aus. Der Bundesrat beantragt darum 355 Millionen Franken zusätzlich. Das ist fast ein Viertel mehr, als das Parlament im letzten Dezember budgetiert hat – auf Antrag der Regierung. Damals haben Bundesrat und Parlament bewusst die Augen vor der Realität verschlossen und den Voranschlag für 2016 auf der Basis von 24 000 neuen Asylbewerbern erstellt.

Mehr, länger, höher

Das geschah, obwohl die Zahl der Asylgesuche im zu Ende gehenden Jahr schon weit über 30 000 lag und sich in Europa keine Spur von Entspannung in der sogenannten Flüchtlingskrise abzeichnete. Doch SP-Ständerat Christian Levrat fegte den Einwand seines Ratskollegen Werner Hösli (SVP), es handle sich um «Budgetmanipulation», weg. Es sei absurd, so Levrat damals, dass diejenigen, die für eine restriktivere Flüchtlingspolitik seien, nun für eine massive Erhöhung des Asylbudgets plädierten.

Auch die damalige Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) lehnte ein höheres Budget ab – mit dem Hinweis auf «klar basierte» Methoden, die Zahl der Asylbewerber zu schätzen.

Dass sich der Bund bei den Asylkosten verrechnet, ist nichts Neues. In den vergangenen Jahren wurde regelmässig zu tief budgetiert. 2012 musste das Parlament darum einen Nachtragskredit von fast 100 Millionen Franken gutheissen. Der Bund hatte ursprünglich mit 19 000 Asylgesuchen gerechnet, was viel zu tief war. Ein Jahr später wurde ebenfalls eine Budgeterhöhung um 59 Millionen nötig. Letztes Jahr musste das Parlament sogar 207 Millionen Franken zusätzlich für das Asylwesen absegnen. Erneut hatte das zuständige Departement von SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga die Kosten deutlich zu tief veranschlagt: Es kamen viel mehr Asylsuchende als angenommen, es blieben deutlich mehr als geschätzt, und die Sozialkosten lagen höher als vermutet.

Durch die rosarote Brille

Der Fatalismus, mit dem man beim Bund rechnet, ist Symptom eines tieferliegenden Phänomens: Die finanziellen Konsequenzen der Asylpolitik werden generell unterschätzt. Weite Kreise der Politik und der Gesellschaft sehen die Integration Zehntausender fremdländischer Migranten durch die rosarote Brille. Man nimmt an, dass die sprachlichen und kulturellen Schwierigkeiten der Asylanten mit einigen Kursen zu beheben seien. Man geht davon aus, dass einige Massnahmen ausreichen, um Menschen ohne Bildung in die Berufswelt einzugliedern.

In Wahrheit findet aber die Mehrheit der Asilmigranten nie den Zugang zur Erwerbsarbeit und bleibt im sozialen Auffangnetz hängen – was Milliardenkosten zur Folge hat. Erst zögerlich melden sich mahnende Stimmen. «Der Sozialstaat ist ausgebauter als früher», sagte vor kurzem der Luzerner CVP-Regierungsrat Guido Graf. «Das macht alles teurer als bei der letzten grossen Flüchtlingswelle.» Auch FDP-Präsident Philipp Müller warnte vor den finanziellen Folgen der gegenwärtigen Asylpolitik für die Kantone.

Gleichzeitig mit dem Antrag auf mehr Geld macht der Bundesrat nun klar, dass das Asylbudget im Herbst möglicherweise nochmals erhöht werden müsse. Kein Wunder: Die Regierung rechnet neu zwar mit 35 000 Asylgesuchen. Letztes Jahr waren es aber fast 40 000. Und im Januar und Februar dieses Jahres sind schon mehr als doppelt so viele Asylbewerber angekommen wie im Januar und Februar 2015. Das Falschbudgetieren beim Bund geht munter weiter.

Der Belgien-Versteher



Elio Di Rupo, Ex-Regierungschef.

Welches Land meint er? «Ein fantastisches Land, ein Land der totalen Freiheit», jedenfalls «kein geschwächter» und «kein gescheiterter Staat». Solchermassen geäussert hat sich, nach den Chaos- und Schreckenstagen von Brüssel, der Mann mit der roten Fliege, genannt Monsieur Papillon: Elio Di Rupo, 64, der ehemalige Premierminister Belgiens, von 2011 bis 2014. Die eigentliche belgische Krankheit liegt in dieser Wahrnehmungsstörung. Belgier sind keine Belgier, sondern Flamen (60 Prozent) oder frankofone Wallonen. Ihre Formel des Zusammenlebens ist nicht Toleranz, sondern die absolute Gleichgültigkeit, und als einzige funktionierende Institution und nationale Klammer gilt die Fussball-Nationalmannschaft.

Als der Sozialist Elio Di Rupo zum Regierungschef gewählt (oder verurteilt) wurde, hatte Belgien gerade 535 Tage fatalistischer politischer Lähmung hinter sich und den Staatsbankrott vor sich. Di Rupo fühlte sich offensichtlich bedroht und liess sich während der ersten zwei Monate 25 Mal von der Polizei eskortieren; sein Amtsvorgänger Verhofstadt, Flame, in acht Jahren nie. Er verstand kaum ein Wort Flämisch und unterzog sich einer Schnellbleiche, die ihn nicht vor Peinlichkeiten bewahrte. So erheiterte er die flämische Nation, als er in einer Rede «drinken» statt «dringend» einfließen liess. Den grössten Skandal beschwor er herauf, als er, der bekennende Homosexuelle, in einer TV-Dokumentation das Hemd wechselte und der Kamera die nackte Kehrseite zuwandte – geradezu sinnbildlich für die Rücken-an-Rücken-Konfrontation der beiden Landesteile. Ein halbes Jahr später trat er – «ich bin Atheist, Rationalist und Freimaurer» – zurück. Und hatte Belgien aus der Rezession geführt. Vielleicht hört der Euro-Wasserkopf Brüssel auf den heutigen Bürgermeister von Mons. «Europa muss zu seinem ursprünglichen Kern zurückkehren», fordert jetzt Di Rupo, «sieben bis zwölf Länder mit gemeinsamen Zielen, der Rest verbunden durch einen gemeinsamen Markt. Wenn wir so weitermachen wie bisher, finden wir keine mutigen Politiker mehr.»

Peter Hartmann

Nur keine Panik

Von Alex Baur — Schlaue bewirtschaften Verbrechen, Kluge bewahren kühlen Kopf.

Es war so absehbar wie das Amen in der Kirche: Kaum haben sich die Rauchschwaden der Terroranschläge über Brüssel verzogen, rufen bereits die ersten Politiker via Sonntagspresse nach dem Notrecht. Der Nachrichtendienst des Bundes (NDB) soll sofort mehr Kompetenzen bekommen. Zwar steckt ein entsprechendes Gesetz in der Pipeline, es ist zurzeit aber noch durch ein Referendum der Linken blockiert. Falls im nächsten Herbst abgestimmt wird, tritt die neue Regelung frühestens Mitte 2017 in Kraft. Doch so lange darf man nach Meinung von Ständerat Isidor Baumann (CVP/UR) und anderen nicht warten.

Es stimmt, dass der NDB, gemessen an vergleichbaren Nachrichtendiensten, wenig Kompetenzen hat. Heute beschafft er die Informationen vor allem aus öffentlichen Quellen und von ausländischen Diensten. So kommt man fanatischen Terroristen natürlich nicht auf die Schliche. Geheimdienste haben es an sich, dass sie eben im Geheimen, also auch in der Privatsphäre von Verdächtigen herumschnüffeln. Konkret geht es vor allem um eine Lockerung des Verbots von elektronischer Überwachung. Das ist in Kauf zu nehmen, so lange die gewonnenen Informationen nur zur Bekämpfung schwerer Verbrechen dienen. Selbstverständlich wird man auch damit nicht jeden Terroranschlag verhindern können. Es geht primär darum, die geheimen Netzwerke zu entlarven und die Drahtzieher zu identifizieren.

Trotzdem ist es falsch, jetzt nach dem Notrecht zu rufen. Die Terrorbekämpfung ist eine aufwendige und langfristige Aufgabe. Wer unter dem Eindruck eines schockierenden Ereignisses überstürzte Entscheide fällt, entscheidet selten richtig. Die 2011 nach der Kernschmelze von Fukushima in einer kollektiven Hysterie proklamierte Energiewende, deren verheerende Folgen die Stromwirtschaft allmählich zu spüren bekommt, ist ein abschreckendes Beispiel von vielen. Politikern, die in Krisensituationen zu Aktivismus neigen und Verbrechen zur eigenen Profilierung nützen, sollte man prinzipiell misstrauen.

Es gibt keinen Grund zur Panik. Terroranschläge sind schlimme Verbrechen, doch die Gefahr, wegen eines Bienen- oder Wespenstichs das Leben zu verlieren, ist in Europa nach wie vor grösser. Damit aus dieser objektiv betrachteten geringen Bedrohung keine grosse Bedrohung wird, sind gutdurchdachte Massnahmen nötig. Ernstzunehmende Volksvertreter bewahren deshalb einen kühlen Kopf.

Ausbruchsversuch

Von Beat Gygi — Bürokratie, Harmonisierungen und Frauenquoten schaden der Wirtschaft. Avenir Suisse sagt, wie man Koalitionen gegen solche Übel zustande bringt.

Im Grunde ist es eine aufwendige Zwängelei, einfach eine offizielle. Die Bundesverwaltung ist am Ausarbeiten einer neuen Version der Aktienrechtsrevision, obwohl dieses Vorhaben der Wirtschaft höchstwahrscheinlich schaden wird. Im Dezember fällt der Bundesrat den Grundsatzentscheid zur Ausarbeitung eines neuen Aktienrechts, die Botschaft wird vielleicht gegen Ende Jahr vorliegen. Monatelang werden Fachleute im Justizdepartement von Simonetta Sommaruga also Zeit und Aufmerksamkeit für etwas verwenden, das man in der Wirtschaft Wertvernichtung nennen würde.

In kleinem Massstab ist das Aktienrecht wohl anzupassen, da die im Frühling 2013 angenommene Initiative «Gegen die Abzockerei» des heutigen Ständerats Thomas Minder ins Gesetz eingebaut werden soll. Bisher werden die Minder-Vorgaben bezüglich Aktionärsrechten und Generalversammlung in der Anfang 2014 in Kraft getretenen «Verordnung gegen übermässige Vergütungen bei börsenkotierten Aktiengesellschaften» festgehalten. Aber Sommarugas Departement will weit über die kleine Anpassung hinausgehen. Man will die Geschlechterfrage ins Aktienrecht einbauen und als Richtwerte eine Frauen- und Männerquote von je mindestens 30 Prozent für den Verwaltungsrat und je 20 Prozent für die Geschäftsleitung vorgeben.

Dies ist einer der vielen Fälle, die zu einer immer strengeren Reglementierung des Lebens und der Arbeit führen. Immerhin regen sich zunehmend Gegenkräfte, der Kampf gegen die Einengung wird vermehrt zum öffentlichen Thema. Am Mittwoch hat der Think-Tank Avenir Suisse quasi einen Kompass vorgestellt, der «Auswege aus dem Regulierungsdickicht» zeigen soll. Peter Buomberger und Tobias Schlegel zeigen auf rund siebzig Seiten, welches die treibenden Kräfte hinter der anhaltenden Regulierungswelle sind, sie schauen, wie man im Ausland gegen solche Verstrickungen vorgeht, und schlagen ein Programm vor, das in der Schweiz am ehesten Freiräume offenhalten könnte.

Gefährlicher «Swiss Finish»

Avenir-Suisse-Direktor Gerhard Schwarz schreibt in der Einleitung, der Kampf gegen die Regulierungswut sollte zu einer prioritären wirtschaftspolitischen Aufgabe gemacht werden. Seiner Ansicht nach sollte es zurzeit insofern etwas einfacher sein, eine breite Koa-

alition dafür zu gewinnen, als die Wirtschaft seit der Aufhebung des Euro-Franken-Mindestkurses stärker unter Druck sei und ihre Kritik an den Regulierungskosten ernster genommen werde als früher. Eventuell erhalten seine Worte noch etwas mehr Nachdruck, wenn man bedenkt, dass dies die letzte Avenir-Suisse-Studie unter seiner Führung vor seiner Pensionierung ist.

Als besonders gefährlich beurteilen die Autoren die unüberlegte Übernahme ausländischer Regeln, die Harmonisierung auf internationaler Ebene oder die Perfektionierung ausländischer Vorgaben durch einen von Übereifer geprägten «Swiss Finish». Um die Schweizer Wünsche in internationalen Fragen besser zur Geltung zu bringen, rufen die Autoren etwa nach einer besseren Interessenvertretung der Schweiz in internationalen Gremien. Damit kehrt das Problem aber sozusagen auf die nationale Ebene zurück. Oft ist es ja so, dass die Schweiz in internationalen Kommissionen eigentlich vertreten ist, aber eben durch eine Bundesverwaltung, der das Mitmachen bei neuen Regeln lieber ist als das Neinsagen. Die in der Studie angesprochene Vertretung in der OECD ist ein treffendes Beispiel. Die Schweiz hätte das Vetorecht gehabt, hat es aber in wichtigen Fällen wie den Steuerfragen nicht genutzt.



Wertvernichtung: Bundesrätin Sommaruga.

Blinde Empörung

Von Markus Schär — Der Moderator der «Rundschau», Sandro Brotz, gefällt sich als Grossinquisitor, der sich von keinem Argument erschüttern lässt.

«Mir schwirrt der Kopf», sagte der «Rundschau»-Moderator nach sechs Minuten Verwirrung, die er selber verschuldet hatte. Sandro Brotz stellte sich nicht im Dienst des Publikums blöd, damit es besser verstehe, denn es hatte längst verstanden. Nur der Interviewer, der sich in seiner von Fakten und Argumenten nicht zu erschütternden Aufsässigkeit gefällt, wollte nicht begreifen – oder er konnte es nicht.

Schon dreimal in diesen sechs Minuten hatte Stefan Ritler, der Chef der Invalidenversicherung (IV), allen tatsächlich Zuhörenden so einfach wie möglich erklärt, worum es im Fall ging, den die «Rundschau» vorführte. Ein vierzehnjähriges Mädchen mit Geburtsgebrechen braucht wegen seiner epileptischen Krämpfe Betreuung rund um die Uhr. Die IV zahlt aber täglich nur acht Stunden medizinische Pflege – gemäss ihrer Praxis, die sich auf ein Bundesgerichtsurteil von 2010 stützt. («Dieses Urteil ist veraltet», warf der ahnungslose Interviewer ein, «und es gilt nur für den Kanton Zürich.») So wendet die IV für diesen Fall immerhin monatlich 22 000 bis 25 000 Franken auf; wer die übrigen Kosten tragen muss, bleibt umstritten.

«Ich habe es bis heute nicht begriffen»

Keinesfalls aber, bat Stefan Ritler mehrmals, sollte der Streit zwischen den Institutionen am Beispiel des kranken Mädchens ausgetragen werden (dessen Betreuung immer sichergestellt ist). Für die Pflege sorgt die Kinder Spitex Ostschweiz, geführt vom schillernden Unternehmer Thomas Engeli aus Horn (TG), der daneben den *Nebelspalter* herausgibt und eine Firma zur «Rückforderung von Retrozessionen, Kickbacks und ähnlichen Provisionszahlungen» betreibt. Weil die IV und die Krankenversicherer nicht genug bezahlten, plapperte ihm die «Rundschau» nach, schiesse der Unternehmer jährlich eine halbe Million aus dem eigenen Sack ein. Und als Stefan Ritler an diesem «Geschäftsmodell» zweifelte, zu dem es keine überprüfbareren Zahlen gebe, putzte ihn Sandro Brotz herunter: «Sie unterscheiden ihm also Profitdenken.» Denn ein Sozialunternehmer kann nur ein herzenguter Wohltäter sein, ein Versicherungsverantwortlicher nur ein herzloser Bürokrat. Eine «weltfremde» Haltung warf der Moderator dem IV-Chef vor, der nur zu Bürozeiten denke: «Am Schluss geht es um konkrete Schicksale.»



Lernschwäche: Moderator Brotz.

Auf Facebook schimpfte Sandro Brotz hemmungslos weiter darüber, dass die IV nicht die gesamten Pflegekosten bezahle: «Ich habe es bis heute nicht begriffen.» Er sprach der «lieben Jessica» zu: «Wir werden so lange über dich und andere Kinder berichten, bis die Versicherung alles bezahlt, was sie bezahlen sollte.» Und er zürnte in einer krausen Logik, die sich nur ihm erschliesst: «Ich weiss, dass es nicht um Mitleid und um Gerechtigkeit geht. Sondern um Menschenwürde. Hier darf nicht gespart werden. Niemals.» Blinde Empörung statt offenen Verstandes – damit erntete Sandro Brotz bisher 681 Likes, auch von Leuten, die Journalisten ausbilden.

Stefan Ritler hätte gewarnt sein müssen. «Sie argumentieren wie ein Buchhalter», warf ihm der Moderator schon vor drei Jahren live an den Kopf, als es im Fall einer Schwerbehinderten um Finanzierungsfragen ging. Wer mit Zahlen kutschiere – von der Politik vorgegeben, wie der IV-Chef erfolglos erklärte –, «der riskiert, dass das Herz auf der Strecke bleibt». Es sei billig, Stefan Ritler als herzlos hinzustellen, wandte eine Behinderten-Aktivistin jetzt auf Twitter ein – Sandro Brotz verstand immer noch nichts. Die IV sollte sich also nicht mehr mit der «Rundschau» einlassen: Mit der Betreuung von lernschwachen TV-Moderatoren ist sie endgültig überfordert.

«Spielzeugfrei»

Von Philipp Gut — Ein pädagogischer Irrwitz erreicht Schweizer Kindergärten.

Kürzlich erhielten die Eltern von Zürcher Kindergartenkindern einen Brief. Darin kündigte das «Kindergartenteam» ein «interessantes Projekt» an: einen «spielzeugfreien Kindergarten». Zwischen den Sport- und den Frühlingsferien werde nur noch mit dem gespielt, «was nicht ausdrücklich ein Spielzeug ist». Es würden auch alle Materialien wie Papier oder Stifte entfernt, «sodass letztlich nur noch das Mobiliar vorhanden» sei. Dieser leergefegte Kindergarten, so wurden die Eltern belehrt, sei «ein sucht- und gewaltpräventives Projekt». Es biete den Kindern «viele Möglichkeiten, Lebenskompetenzen wie Beziehungsfähigkeit, Konfliktlösefähigkeit und Kreativität zu entwickeln».

Geschwollenes Geschwätz

Ein spielzeugfreier Kindergarten? Lebenskompetenzen? Sucht- und Gewaltprävention? Man staunt. Natürlich können Kinder eine Zeitlang auch ohne Spielzeug spielen, sie können schliesslich aus allem ein Spiel machen, vielleicht sogar aus einem Präventionsprojekt. Doch wie, bitte, soll das Suchtkarrieren verhindern?

Wer Antworten auf diese Fragen sucht, findet keine. Die Zürcher Kindergärtnerinnen verweisen die Eltern auf die deutsche Website SpielzeugfreierKindergarten.de. Dort erwartet sie viel geschwollenes Geschwätz. So heisst es, mit antikapitalistischer Stossrichtung: «Eines der beliebtesten Konsumgüter von Kindern ist das Spielzeug.» Vermutlich folgen nach der Logik solcher «Präventionsprojekte» auf der kindlichen Beliebtheitskala gleich hinter dem weggesperrten Teddybären Whisky und harte Drogen. «Primärpräventive Ansätze», heisst es weiter, wendeten sich «bewusst nicht nur an eine Gruppe von im engeren Sinne Gefährdeten, sondern an alle Kinder, um auch die zu erreichen, die zunächst vielleicht nicht die Möglichkeit haben, die oben genannten Kompetenzen zu entwickeln».

Fachurteil aus Brüssel

Die Frage der Fragen («Was hat das Projekt mit Suchtprävention zu tun?») wird zwar gestellt, aber eine nachvollziehbare Erklärung bleibt aus. Dafür erfahren die Eltern, dass der «spielzeugfreie Kindergarten» von einer Fachjury in Brüssel als «effektives Modellprojekt» ausgezeichnet wurde. Man kann sich ausmalen, wie ineffektiv erst die übrigen Projekte sein müssen.

Faszination Hausfrau

Das Ansehen der Hausfrau leidet. Warum eigentlich?

Von Cora Stephan

Es gibt ausgestorbene Berufe, denen niemand nachweint, weil sie kein grosses Ansehen genossen oder schlicht unappetitlich waren. Der Ansehensverlust der Hausfrau aber ist in jeder Hinsicht erklärungsbedürftig, denn ihr Ansehen war hoch. Ohne Hausfrau ging früher gar nichts, weder im bäuerlichen Bereich noch im Handwerk oder selbst im Adel. Eine Frau, die ihren Laden im Griff hatte, war ein Gottesgeschenk, eine, die nicht wirtschaften konnte, ein Fluch. Einen kleinen oder grösseren Hausstand zu führen, erforderte vor der Erfindung des Kühlschranks neben Knochenarbeit präzise Planung, penible Buchführung, ein gutes Verhältnis zu Zahlen und einen kreativen Umgang mit den Fussfallen der Logistik. Für das Gesinde und anderes Personal war die Hausfrau Arbeitgeberin, Führungskraft, Lehrherrin und Ersatzmutter in einem. Kurz: Eine Hausfrau war universal einsetzbar und damit unersetzlich.

Man denke an Goethes Lebensgefährtin Christiane Vulpius, von den edlen Seelen der besseren Gesellschaft als sein «Bettschatz» gewürdigt: Nicht nur warf sie sich anstelle des verängstigten Hausherrn mutig Napoleons Soldaten entgegen – was den Franzosen angeblich ausrufen liess: «Da haben wir eine Frau, der unsere 200 Kanonen keine Angst machen.» Sie befahl vom Kuhkaff Weimar aus einen Haushalt, der den beachtlichen Bedürfnissen des Dichterstürzen in seinem Haus am Frauenplan Rechnung trug. Da mussten rechtzeitig gewaltige Mengen an Weinfässern und Schinkenseiten geordert und gelagert werden, damit der Meister sich nicht nur an Christianes «Haisigkeit», sondern auch an einem intakten Zuhause erfreuen konnte.

Nägel lackierendes Überbleibsel

Heute ist die Schwundform der Hausfrau vor allem Gegenstand von Spott und Verachtung – man karikiert sie wahlweise als kuchenfressendes Pelztierchen, als Helikoptermutter, als Shopping-Queen mit rauchender Gold-Card oder als minderbemittelte Sklavin ihres Ehemannes, der sie bei erotischer Unterversorgung mit was Jüngerem ersetzt – kurz: als sich ständig die Nägel lackierendes nutzloses Überbleibsel einer längst vergangenen Zeit.

Das ist, lässt man mal die Gemeinheiten weg, nicht völlig und nicht immer falsch. Wer keine Kinder hat und nicht allzu häufig Gäste bewirten muss, kann die meisten der noch anfallenden Arbeiten von den vielen mechanischen Haushaltshelfern erledigen lassen. Der Schre-

cken eines Waschtags war einmal, mit Einkochen und Konservieren befasst, frau sich nur noch zum Spass (und wenn sie einen ergiebigen Garten hat), und die jahrelange Erziehung des Mannes zum willigen Abtrockner war verschwendete Liebesmüh, es gibt schliesslich Geschirrspülmaschinen, die nichts fallen lassen.

Dass es noch heute Männer geben soll, die an der Bedienung einer Kaffeemaschine scheitern, weht den modernen Menschen an wie ein Überbleibsel längst vergangener Zeiten, als die Putzmaamsell in Schürze und Kopftuch mit Feudel und Staubtuch für Ordnung sorgte, der sauber nicht genügte, weil es rein sein musste.

Der Blick zurück gibt sie also wieder einmal dem Spott preis, die Hausfrau, selbst wenn sie Hausfrau und Mutter ist, also einem «erfolgreichen kleinen Familienunternehmen» vorsteht. Denn rechtfertigen muss sich nicht nur die «Nur-Hausfrau», sondern auch die nicht berufstätige Mutter, von der man annimmt, dass sie mit der Überprotektion des spät geborenen Einzelkindes zu kompensieren versucht, dass sie nach abgeschlossenem Studium für ganztägige Kinderbetreuung bei gelegentlichem Staubwischen eigentlich überqualifiziert ist.

Politiker, die von der «Lufthoheit über Kinderbetten» träumen, streiten ihr selbst die Fähigkeit zu erfolgreicher Erziehungsarbeit ab, ganz zu schweigen vom Überprüfen der Hausaufgaben oder von Nachhilfeunterricht. Dabei dürfte eine Frau mit ordentlichem Studienabschluss viele Dinge des Lebens erheblich besser vermitteln können als die dank Zwang zur Inklusion von wenigen zur Unterforderung der meisten verdonnerten staatlichen Institutionen. Doch auch das würdigt niemand: Wer seinem Kind Wissen und Fertigkeiten vermittelt, die in den dafür vorgesehenen Anstalten nicht oder noch nicht vorkommen, macht es nur zum Aussenseiter, also unglücklich. Vor allem in einer Gesellschaft, in der Überqualifikation das neue Handicap geworden zu sein scheint, gilt es, einen «ungerechten» Vorsprung zu vermeiden. Also weg mit der Hausfrau. Dringender benötigt, tönt es, werden alle, die in die künftig überbelasteten Rentenkassen einzahlen, statt der Allgemeinheit – sollte der Gatte sich abwenden und ein Ehevertrag fehlen – auch noch zur Last zu fallen.

Hausfrauen in die Produktion? Irgendwie hat das was Totalitäres. Was spricht in einer freien Welt ohne unzumutbare gesellschaftliche Zwänge und ökonomischen Druck eigentlich gegen eine Hausfrau, oder sagen wir lieber: eine Hausperson auf der Basis einer privaten Verein-



Es ist verdammt kompliziert geworden.

barung? Sind all die Menschen, die sich in einem Privathaushalt mit «Alleinverdiener» besser aufgehoben fühlen als im Callcenter, an der Ladenkasse oder vor dem Bürocomputer, nutzlos? Und ist es wirklich despektierlicher, von Ehemann oder Ehefrau abhängig zu sein als vom Staat?

Sind Männer verantwortungsscheu?

Eine Ehe ist noch immer die einfachste und grundlegende Form privater Fürsorge. Der Ruf ausgerechnet von Schwulen und Lesben, der einstigen sexuellen Avantgarde, nach dem Recht auf Ehe widerstrebt einem liberalen Kopf womöglich wegen des staatlichen und kirchlichen Segens, auf den sie sich eigenartigerweise angewiesen fühlen. Im Prinzip aber drückt sich darin womöglich weniger der Wunsch nach Teilhabe an einem Privileg als vielmehr der Anspruch auf die Würdigung individueller Fürsorge. Wer heiratet, schrieb ein homosexueller Publizist, sorgt nebenbei auch dafür, dass der Partner im Falle von Krankheit – Aids etwa – nicht der Allgemeinheit zur Last fällt.

Doch bleiben wir zunächst bei heterosexuellen Partnerschaften. Amerikanische Analytiker klagen schon lange über die Rolle staatlicher Fürsorge bei der Zunahme alleinerziehender junger Mütter. Diese Fürsorge mache die



Illustration: Adam Larkin

Frauen nicht weniger abhängig und nehme ausserdem den Männern ihre Verantwortung ab.

Sind Männer per se verantwortungsscheu? Klar, den Hedonisten mag es freuen, dass er sein Gehalt für sich hat und seinen Drink am Feierabend allein geniessen kann. Die Zeiten sind lange vorbei, in denen ein Mann nur dann vollwertiges Mitglied der Gesellschaft wurde, wenn

Eine Ehe ist noch immer die einfachste und grundlegende Form privater Fürsorge.

er einen «Hausstand» gründen, also heiraten konnte, was nicht jeder durfte. Die jüngeren Söhne, die weder ein Erbe antreten noch zum Klerus oder Militär gehen konnten, ungebunden, heimatlos und «nutzlos», waren der Schrecken früherer Zeiten. Daher die Vorstellung, dass nur ein verheirateter Mann ein friedlicher Zeitgenosse sei.

Doch fällt dieser Druck einmal weg, bleiben offenbar nicht nur die Bindungsunfähigen übrig, ja, es scheint doch tatsächlich noch immer Männer zu geben, die gern Verantwortung übernehmen – für ihre Frau und für die gemeinsamen Kinder. Es verleiht, sagen nicht wenige, der täglichen Maloche Sinn. Davon

aber hört man im öffentlichen Gerede wenig. Dort ist solch geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in Verruf, seit Vertreterinnen der Frauenbewegung im männlichen Versorger-syndrom vor allem ein Unterdrückungsverhältnis erkannten. Heute zeigen sie anklagend auf die vielen Männer, die ihre Unterhaltszahlungen dem Staat überlassen.

Männer wiederum beklagen, dass ihnen die Verantwortung schwergemacht wird, wenn die Mutter der gemeinsamen Kinder jederzeit gehen, dabei staatliche Unterstützung erwarten kann und nicht selten geradezu rachsüchtig auf der alleinigen «Verfügungsgewalt» über die Kinder besteht. Andererseits: Welche Frau bei Verstand lässt sich schon auf langjährigen Berufsverzicht ein, wenn sie damit rechnen muss, irgendwann für eine Jüngere abgestossen zu werden und für den Wiedereinstieg in den Beruf als zu alt zu gelten?

Es ist verdammt kompliziert geworden. Woraan liegt es? Lassen wir mal die ideologischen Debatten und Mütterchen Staat weg, dann bleiben mehrere Faktoren übrig: die Liebesheirat, die Industrialisierung und die Lebenserwartung. Liebe vergeht und wird, wenn alles gutgeht, durch Respekt und Freundschaft ersetzt. In früheren Zeiten wusste man das, und das gemeinsame Projekt – der Hausstand – war wichtiger

als ein flüchtiges Gefühl. «Bis dass der Tod euch scheidet» erschien angesichts der weit geringeren Lebenserwartung insbesondere der Frauen noch nicht als die Zumutung, als die es heute manch einer sehen möchte. Das christliche Eheverständnis schliesslich hob die Beziehung zwischen den Gatten und den Kindern hervor, die grössere Familie, also die Erbfolge, spielte eine weit geringere Rolle, als Adel und Landbesitzer es wünschten. Mit der schwindenden Bedeutung des Grundbesitzes seit dem 19. Jahrhundert schwindet in unseren Breiten auch die Wertschätzung des grösseren Familienverbundes, in dem der Besitz zusammengehalten wurde. Die christliche Ehe und die «bürgerliche Kleinfamilie» wirken geradezu filigran gegenüber dem Machtanspruch arabisch-islamisch geprägter oder mafioser Familienclans. Sie ist infolge all dieser Veränderungen weit verletzlicher. Ein Wunder fast, dass es Ehen mit langer Dauer noch gibt.

Vieles hat sich verändert. Doch manchmal wundert man sich über das zähe Überdauern vertrauter Muster – zu denen nebenbei längst auch die feministische Kritik an der «geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung» gehört. Dabei kann sie, wird sie frei ausgehandelt, für beide Seiten von Vorteil sein.

Nanny-Staat auf dem Vormarsch

Vielleicht muss man vieles neu denken. Angesichts der immer stärkeren Einmischung des Nanny-Staates in die Lebensführung der Individuen kann die Familie auch wieder ein Schutzraum der Privatsphäre sein und die Ehe eine Form privater Fürsorge gegen abstrakte Versicherungsverhältnisse und die Einmischung der Allgemeinheit.

Und es ist längst noch nicht ausgelotet, wie mit der heute so viel höheren durchschnittlichen Lebenserwartung umzugehen sei. Warum bestimmen angesichts dessen die nun doch relativ kurzen Zeiten der Kinderaufzucht über den gesamten Lebensverlauf beider, Mann und Frau? Warum kann das Kinderkriegen nicht vor der Berufskarriere liegen? Warum wird man mit vierzig Jahren nichts mehr, wenn man bis dahin nichts geworden ist? Warum werden auch in jeder Hinsicht leistungsfähige Senioren in die Rente geschickt? Und warum unterstellt man Frauen, die heute die Freiheit haben, selbst zu entscheiden, wie sie leben wollen, dass sie nicht wüssten, was sie tun, wenn sie «Nur-Hausfrau» sein wollen?

Der Staat hat über private Entscheidungen nicht zu bestimmen, sofern sie nicht mit sozialen Leistungen verbunden sind. Das setzt allerdings voraus, dass alle Beteiligten beim Scheitern des Lebensmodells nicht umstandslos auf die Allgemeinheit setzen. Freiheit bedeutet Vertragsfreiheit und Selbstverantwortung.

Cora Stephan ist Publizistin und Buchautorin. Soeben erschien ihr Roman «Ab heute heisse ich Margo».

Nachruf



Nurejew mit Stollenschuhen: Johan Cruyff.

Johan Cruyff (1947–2016) — Er war der letzte niederländische Eroberer und der folgenreichste Revolutionär des Fussballs bis zur Gegenwart. Als die Seele des früheren Kettenrauchers nach dessen Lungenkrebstod die Erde verliess und vielleicht zum Asteroiden 14282 Cruyff ins All aufstieg, trauerte die Welt um einen Einzigartigen: den wahrscheinlich besten Spieler Europas seiner Zeit, der mit Ajax Amsterdam und dem FC Barcelona den damaligen Meistercup (heute Champions League) gewann, und den Trainer und Strategen, der in Barcelona von 1988 bis 1996 sein «Dream Team» und die Zukunft des Fussballs choreografierte. Als Stürmer mit der Nummer 14 hatte er unter dem holländischen Trainergeneral Rinus Michels bei Ajax den «Voetbal totaal» exerziert, ein System, das eigentlich alle Systeme auflöste und zertrümmerte durch ständige Bewegung und Positionswechsel sämtlicher Feldspieler. Als Stürmer war der schmale Cruyff, Sohn einer Putzfrau im Ajax-Stadion und Schüler des Nachwuchssinternats, eine unfassbare, elegante, torgefährliche Giftschlange, ein Nurejew mit Stollenschuhen. Und mit Plattfüssen, die ihn vom Militärdienst befreiten. Als Trainer entwickelte er das «Rondo», das *One-touch-Spiel*, das sein Musterschüler und Nachfolger Pep Guardiola zur Tiki-Taka-Endlos-Passschleife, zur Ballbesitz-Doktrin weiterführte. Nur Weltmeister war Cruyff nie. 1974 in München scheiterten die Holländer gegen die Deutschen an ihrer eigenen Überheblichkeit. Aber sein visionäres Spiel überlebt ihn. *Peter Hartmann*



Musikalisches Chamäleon: Roger Cicero.

Roger Cicero (1970–2016) — Diese Lässigkeit, die sich die meisten seiner Kollegen erst mühsam einreden müssen, erwartete den Säugling bereits in der Wiege. Roger Ciceros Kindheit war umsäumt von den hiesigen Grossmeistern: Eugen Cicero, sein rumänischstämmiger Vater, war neben Horst Jankowski und Paul Kuhn der wohl versierteste Pianist der Szene. Einer, der mit Caterina Valente und Peter Herbolzheimer unterwegs war, der sich aber auch nicht scheute, mit Schubert-Sonaten zu reüssieren. Mit elf Jahren (!) sang der Sohn im Vorprogramm der legendären Diseuse Helen Vita, ein Kindheitskosmos. Natürlich wird für so einen Ol' Blue Eyes zum Idol, Roger Cicero verehrte Sinatra, aber ihn interessierte alles, was sang – Marvin Gaye, die Knef, Chet Baker und Eartha Kitt vermutlich auch. Der Kontakt zur eigenen Sprache war ihm allerdings wichtig, sein «Frauen regier'n die Welt» behauptete er mit fast schon der gleichen Selbstverständlichkeit wie Sammy Davis sein «Mr. Bojangles». Nie kopierte er die Granden – vermutlich wagte er daher erst jetzt seine Sinatra-Hommage einzuspielen. «Cicero Sings Sinatra» ist kein klebriger Tribut geworden, sondern ein Versprechen. Selbst ein ranzig gewordener Song wie «My Way» bekam durch Cicero eine unerwartet inspirierte Frischzellenkur verabreicht. Viel hat man sich von ihm noch erwartet, in diesem Ausnahmesänger lauerte ein musikalisches Chamäleon, der noch nicht fertig war mit der Musik. Roger Cicero starb, wie schon sein Vater, an einem Schlaganfall. Er wurde 45 Jahre alt. *Thomas Woerdehoff*

Personenkontrolle

Riklin, Mörgeli, Schaer, Aeppli, Leuthard, Bédat, Keller, Berset, Rechsteiner, Wermuth, Kallenberger, Fehr, Stocker

Ohrfeige vom Bundesgericht für CVP-Nationalrätin **Kathy Riklin**: Auch die obersten Richter halten es für erwiesen, dass die frühere Zürcher Universitätsrätin ihr Insiderwissen dazu benutzt hat, den damaligen SVP-Nationalrat **Christoph Mörgeli** in der Wandelhalle bei Journalisten anzuschwärzen. Riklin hat gegenüber dem Staatsanwalt wider besseres Wissen verneint, dass die Dissertationsbetreuung Mörgelis im Universitätsrat ein Thema gewesen sei. Vielmehr behauptete sie, sie habe vom Inhalt des entsprechenden Expertenberichts keine Kenntnis gehabt. Falsch: Der Universitätsrat hat das fragliche Geschäft sehr wohl behandelt, und zwar in Riklins Beisein. Das Urteil wirft auch ein schiefes Licht auf zwei andere Involvierte: Da war erstens **Christine Schaer** (EVP) vom Regionalgericht Bern-Mittelland, die Riklin mit abenteuerlicher Begründung in erster Instanz freisprach und nachträglich sowohl vom Obergericht wie vom Bundesgericht in den Senkel gestellt worden ist. Und da ist die ehemalige Zürcher Bildungsdirektorin **Regine Aeppli** (SP), die widerrechtlich Mörgelis Entlassung befohlen hat und von der Zürcher Staatsanwaltschaft verdächtigt wird, diese schon vorzeitig einem Journalisten des *Sonntags* gesteckt zu haben. Im Fall der jetzt vorbestraften Universitätsrätin behauptete Aeppli als Universitätsrats-Präsidentin, es hätten sich «keine hinreichenden Anhaltspunkte für ein strafbares Verhalten von Frau Riklin ergeben». Auch dies ist jetzt widerlegt. (*gut*)

Normalerweise macht Bundesrätin **Doris Leuthard** (CVP) auf dem internationalen Parkett keine schlechte Falle. Doch wenn sie, wie diese Woche, in Richtung Indonesien abhebt, halten in Bern alle den Atem an. Während ihres Besuchs als Bundespräsidentin 2010 hatte Leuthard das Land als Vorbild für die Schweiz im Umgang mit religiösen Gemeinschaften bezeichnet. Das liess aufhorchen, zumal internationale Medien Menschenrechtsverletzungen und das öffentliche Auspeitschen in Indonesien wiederholt angeprangert haben. (*hmo*)

Nur die Weisen am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) könnten abwägen, ob das Recht eines Einzelnen auf Familienleben oder das Recht der Gemeinschaft auf öffentliche Sicherheit überwiege, sagten die Gegner der Durchsetzungsinitiative. Wie dieses Abwägen in Strassburg vor sich geht, liess sich

jetzt anhand eines Schweizer Falls beobachten. 2003 fuhr in Lausanne ein Automobilist in eine Fussgängergruppe und tötete drei Menschen. Der Journalist **Arnaud Bédat** veröffentlichte während der Untersuchung aus den geheimen Akten Briefe des Täters, die diesen als Psychopathen zeigten. Er bekam deshalb eine Haftstrafe, nach der Berufung noch eine Geldbusse; dieses Urteil bestätigte 2008 das Bundesgericht. Der Journalist zog seinen Fall nach Strassburg weiter, und der EGMR gab ihm im Juli 2014 mit vier gegen drei Stimmen recht: Die Bestrafung verletze das Menschenrecht auf Meinungsfreiheit. Dieses Urteil wiederum focht die Schweiz an. Und die Grosse Kammer kam am Dienstag beim Abwägen derselben Rechte zu einer völlig anderen Sicht: Sie stützte mit 15:2 Stimmen das Urteil des Bundesgerichts, das durch den «Sensationsjournalismus» die Menschenrechte des Angeklagten verletzt sah. Die Ehre des wankelmütigen höchsten Gerichts rettete die Schweizerin **Helen Keller**, die als Einzige bei beiden Verfahren dabei war: Sie stimmte vor zwei Jahren mit der Minderheit, die sich jetzt klar durchsetzte. (sär)



In den Senkel gestellt: CVP-Nationalrätin Riklin.

so die Gewerkschafter weiter. Nationalrat **Cédric Wermuth** (SP) sekundierte auf Twitter: «Die AHV ist solide finanziert.» Ein Rendezvous mit der Realität gab es am letzten Dienstag bei der Bekanntgabe, dass die AHV 2015 einen unerwartet herben Verlust von einer halben Milliarde geschrieben hat. (fsc)

«Jetzt will die Schulleitung handeln», verkündet die *Schaffhauser AZ*. Denn an der Kantonsschule lehre der Geograf **Pascal Kallenberger** auch «unbekannte, kritische Argumente zur AGW-Theorie». «AGW» stehe für Anthropogenic Global Warming, also menschengemachte Klimaerwärmung, erklärt das Wochenblatt, dessen Verwaltungsrat der ehemalige SP-Prä-



In der Minderheit: EGMR-Richterin Keller.



Unbekannte Argumente: SP-Präsident Fehr.

sident **Hans-Jürg Fehr** vorsitzt: «Der Begriff, wie der Lehrer ihn im Unterricht eingeführt hatte, ist vor allem unter Klimaskeptikern geläufig.» (Das ist falsch, der Begriff wird von allen Klimaforschern verwendet.) Handeln will die Schulleitung, nachdem Schüler ihren Lehrer denunziert haben, indem sie in Gesprächen den Fehlbaren dazu anregt, seine Unterrichtsmaterialien zu überarbeiten. Denn darunter finden sich gemäss *Schaffhauser AZ* auch «mehrere *Weltwoche*-Artikel», so die kritisch kommentierte Fassung eines Interviews, das der *Tages-Anzeiger* mit dem Klimaforscher **Thomas Stocker** geführt hatte. Die Schüler könnten ja lernen, dass sich wissenschaftliche Lehrmeinungen in Frage stellen lassen. (sär)

Unter die Lupe genommen:

Ihr Spezialist für die Digitalisierung in KMU.

Rolf Schwendener
Teamleiter
Projekt Implementation

Ob Selbstständige, Klein- oder Grossunternehmen – bei upc cablecom business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Wir kümmern uns nicht nur um die Sicherheit Ihres Internets, sondern auch um die termingerechte und zuverlässige Umsetzung Ihrer Netzwerkprojekte.

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.
Rolf Schwendener | Tel. 044 578 78 78 | upc-cablecom.biz
Corporate Network · Internet · Phone · TV



upc cablecom
business

Schlingender Supertanker

Von Beat Gygi — Die Credit Suisse lässt sich nicht so rasch und geordnet umbauen, wie der neue Konzernchef Tidjane Thiam es wollte. Der Verwaltungsrat mit Präsident Urs Rohner hat in den vergangenen Jahren zu viel versäumt.

Die Grossbank Credit Suisse kommt mit dem neuen Steuermann nicht in günstigere Gewässer, vergangene Woche ist wieder eine grosse Welle über das Schiff geschlagen. Warum ändert der Mitte 2015 neu angetretene Konzernchef Tidjane Thiam den Kurs des Unternehmens, das gut 48 000 Mitarbeiter beschäftigt, nicht energischer, damit Aktionäre und Publikum wieder mehr Vertrauen in die Firma fassen? Soeben musste er öffentlich melden, die im Oktober 2015 vorgestellte Neuausrichtung der Bank habe eine unerwartete Störung erfahren und müsse nun ein zweites Mal beschleunigt und sogar verschärft werden. Man kann einwenden, genau das sei doch energisches Handeln, aber Thiam wirkte beim Erläutern der Massnahmen und Hintergründe weniger wie eine treibende Kraft, sondern eher wie ein Getriebener.

Von einer «Kombination aus einer hohen und unflexiblen Kostenbasis, Engagements in illiquiden Beständen, historisch niedrigen Levels an Kundenaktivität und schwierigen Marktbedingungen» war die Rede. Diese giftige Mischung habe zu einem «enttäuschenden Finanzergebnis» geführt. Mit andern Worten: Die CS-Führung hat in den Portefeuilles ihrer Investment-Banker Wertpapiere entdeckt, die mit Wert nicht mehr viel zu tun haben. Faule Posten müssen aus der Bilanz entfernt werden, indem man diese Papiere abschreibt und die entsprechenden Verluste in der Rechnung verbucht. Von Oktober 2015 bis etwa Mitte März 2016 machte dieses Minus fast eine Milliarde Dollar aus. Nach dem Verlustjahr 2015 geht es also gedrückt weiter.

Und die Belastungen aus dieser frisch entdeckten Disziplinlosigkeit gehen über die Gewinn-Verlust-Rechnung hinaus. Offenbar haben überbesetzte, falsch motivierte und hochbezahlte Teams leichtfertig Papiere eingekauft, die sich in der heutigen Marktlage nur noch zu miserablen Preisen losschlagen lassen, wenn sie überhaupt verkäuflich sind – und der neue Chef wusste nichts davon, und früher tolerierten Verwaltungsrat und Revision Ähnliches. Natürlich drückt dies auf den Börsenwert und das Ansehen der Konzernführung, erst recht wenn die Frage offenbleibt, welche ähnlichen versteckten Lasten noch zum Vorschein kommen könnten.

Das erinnert irgendwie an früher, als die CS gegen Ende der neunziger Jahre – unter Verwaltungsratspräsident Rainer E. Gut und

Konzernchef Lukas Mühlemann – in den Ruf kam, eine unberechenbare, wild schwankende Unternehmenspolitik zu betreiben und sich durch häufige Restrukturierungen einer strengen Beobachtung durch Investoren zu entziehen. Die Bank war dauernd in Bewegung, zeigte sich immer wieder in veränderter Form, mit veränderten Strategien und einem Auf und Ab in der Ertragskraft, manche nannten sie ein Kasino. Auf das Spitzenjahr 2000 folgte 2002 ein bedrohlicher Verlust, stark beeinflusst von den Launen des Technologiebooms und der Investmentbanking-Einheit Credit Suisse First Boston.

Erlebt man heute die Fortsetzung solcher Spiele? Ist die CS immer noch geprägt durch eine Führung, die zu riskanten Strategien und Wendemanövern neigt, in günstigen Märkten die Manager überborden lässt, in schlechten Zeiten Misserfolge und Verluste auf die Aktionäre und auch auf Angestellte und Kunden überwälzt? Die Antwort lautet zwar nein, die

Eigentlich müsste die Bank das Investmentbanking so rasch und stark als möglich zurückschneiden.

heutigen Probleme haben aber doch viel mit dem Investmentbanking zu tun. Im Vergleich mit andern Tätigkeiten ist das bei der CS heute zu umfangreich, zu teuer, zu kapitalintensiv und zu ertragsarm.

Eigentlich müsste die Bankführung diesen Zweig so rasch und so stark wie möglich zurückschneiden. Das Investmentbanking benötigt viel Eigenmittel, weil die Wertschriftenbestände und Kredite dieser Geschäfte mit relativ hohen Risiken verbunden sind. Die Regulatoren haben seit der Finanzkrise zunehmend höhere Eigenmittelquoten für solche Posten befohlen und deren Kapitalkosten erhöht. Viele Spielarten des Investmentbanking sind dadurch so teuer geworden, dass sie in die Verlustzone gesunken sind. Die CS-Führung erfährt dies schmerzhaft. Thiam kündigte deshalb nun eine weitere Umstrukturierung der Division Global Markets an, damit diese weniger Kapital benötigen und «durch ein stärker gebühren- und kundenbasiertes Modell stabilere Erträge erzielen» möge. «Noch mehr Kosten einsparen, noch mehr Häuser und andere Vermögensteile abstossen» lautet die Devise.



Wollen heisst noch nicht Können: CS-Chef Thiam.

Aber wollen heisst noch nicht können, auch wenn die Belegschaft nun unter höchstem Stress und Erfolgsdruck steht. Thiam ist eben nicht Steuermann auf einem Schiff, das sich rasch und wendig manövrieren lässt, nein, er ist auf einem Supertanker, der einen langen Bremsweg hat, nur weite Kurven fahren kann und defekte Ruder hat. Aus dem Investmentbanking aussteigen heisst beispielsweise: Aktien, Obligationen und andere Papiere aus dem eigenen Portefeuille loswerden, Kredite ablösen und Geschäftsbeziehungen auflösen. Wenn man so etwas schnell erledigen will, kann das bei ungünstigen Märkten zu mickrigen Erlösen oder gar zu hohen Kosten führen. Engagements im Erdölsektor etwa haben massiv an Wert verloren, jetzt auszusteigen, hiesse



grossenteils Verluste realisieren. Abschreibungen könnten allerdings auch ohne Ausstieg erzwungen werden, wenn der Preiszerfall die Marktwerte der Öl-Engagements unter den Buchwert drücken würde.

Wo gibt es denn Lichtblicke im Bankgewerbe? Die gibt es vor allem im Vermögensverwaltungsgeschäft, das mit weniger Kapitalkosten und meistens mit weniger Schwankungen verbunden ist. Und die Marke Schweiz ist ein Vorteil. Aber die CS-Führung hat die Chance verpasst, rechtzeitig eine solide Vermögensverwaltung aufzubauen. Auch in dieser Hinsicht stimmt das Bild vom trägen Supertanker. Die Vermögensverwaltung beruht auf Vertrauensbeziehungen mit Kunden, deren Aufbau Zeit braucht und

deren Pflege auf loyale und langfristig ansprechbare Mitarbeiter angewiesen ist. Die CS ist in dieser Disziplin weit hinter der UBS zurückgeblieben, und es sieht nicht danach aus, dass sich das Manko nun mit hektischen Aktionen ausgleichen lässt. Grob gesagt: Die CS ist heute im Investmentbanking noch viel schwerer als die UBS, in der Vermögensverwaltung dagegen nur halb so gross.

Der Supertanker UBS hat viel früher einen anderen Kurs eingeschlagen, schon vor drei bis vier Jahren. Wie kam das? Drei Gründe liegen auf der Hand:

1 — Ablenkung durch den eigenen Erfolg.

Die CS lag 2010 in der Geschäftsentwicklung vor der UBS, konnte dies aber nicht nutzen.

Der Aufbau dieses Erfolgs begann im Tiefpunkt von 2002 mit dem Antritt von Oswald Grübel als Konzernchef, der in seiner Amtszeit bis 2007 die Ertragskraft zu höchstem Glanz brachte. Nach Grübel übernahm 2007 der Amerikaner Brady Dougan, ein Investmentbanker, die Konzernführung. Die CS kam viel besser durch die Finanzkrise als die Konkurrentin UBS, die im Herbst 2008 durch Bund und Nationalbank finanziell aufgefangen und im Februar 2009 durch den Bund vor der Strafverfolgung der US-Justiz geschützt werden musste. Die CS verhielt sich damals disziplinierter als die UBS, deren Filialen in den USA ausser Kontrolle geraten waren. 2008 fuhr die Credit Suisse unter dem Einfluss des US-Immobilienmarktes zwar einen Verlust von 8 Milliarden Franken ein, kam aber rasch wieder nach oben und stand bald im vorteilhaften Ruf, ohne Staatshilfe durchgekommen zu sein – wobei oft aus dem Blick geriet, dass der Verkauf der Winterthur-Versicherungen an die französische Axa kurz vor Krisenausbruch für eine volle Kasse gesorgt hatte. Ende 2012 sagte Dougan, die CS habe ihr Investmentbanking nun so raffiniert ausgestaltet, dass sie mit weniger Risikoexposition mehr Rendite aus dem Kapital heraushole. Die CS sei der Konkurrenz voraus. Zu dieser Zeit war die UBS daran, ihr Investmentbanking so zurückzustutzen, dass es quasi als Zulieferer in den Dienst des stark forcierten Vermögensverwaltungsgeschäfts gestellt werden konnte.

2 — Kräfteverhältnisse in der Konzernführung.

Dougan war als Konzernchef zugleich der tonangebende Investmentbanker und damit ein kraftvoller Anwalt seiner Division. Offenbar hat das Dougan-Lager durchaus gesehen, dass regulatorische Kapitalvorschriften dieses Geschäft teurer machen würden, argumentiert wurde aber, dies erschwere anderen den Marktzutritt und die CS arbeite besser als die Konkurrenz. Demgegenüber war das Vermögensverwaltungsgeschäft in der Konzernleitung schwächer vertreten. Im Urteil von Branchenkennern kam das Private Banking etwa in der Schweiz mit dem inzwischen ausgeschiedenen Hans-Ulrich Meister zu wenig auf Touren, um sich in der Vermögensverwaltung mit der Expansion der UBS messen zu können.

3 — Schwacher Verwaltungsrat.

Walter Kielholz war von 1999 bis 2014 im Verwaltungsrat der CS, in der Zeit von 2003 bis 2009 als Präsident. Daneben war er in der Führung des Rückversicherers Swiss Re, zuerst als Konzernchef, dann im Verwaltungsrat als Vizepräsident. Als Kielholz, der den Investmentbanking-Kurs stützte, 2009 wegen Aufklärungsarbeiten bei der Swiss Re praktisch voll dahin und ins Präsidium wechselte, wurde Hans-Ulrich Doerig für zwei Jahre CS-Präsident, Vizepräsident war Urs Rohner. In dieser

Zeit war das Investmentbanking erfolgreich, man liess Dougan gewähren. 2011 übernahm Rohner das Präsidium. Rohner, von der Ausbildung her Jurist, von 2000 bis 2004 als Chef des deutschen Senders Pro Sieben Sat 1 tätig, und 2004 bis 2009 in der CS-Geschäftsleitung als Chefjurist engagiert, war also quasi ein Kollege von Dougan. Er hätte damals von der Kollegenbeziehung auf das Überwachungsverhältnis umschalten müssen. Laut Schilderungen aus der Branche geschah dies kaum. Ein Nichtbanker ohne grosse Branchenerfahrung sollte ein Gremium von Leuten mit ebenfalls wenig Fachwissen führen, das eine Equipe von Vollblutbankern zu kontrollieren hat. Wie unter solchen Umständen eine Kontrolle des Managements aussieht, beschreibt Hans Geiger im Artikel auf Seite 20. Und wenn der Verwaltungsrat, wie Rohner sagt, tatsächlich gesehen hat, wie dringlich eine Neuaus-

Sollten erhebliche Entwertungen anfallen, sind viele Varianten der Auflösung vorstellbar.

richtung der CS ist, stellt sich die Frage, warum man in dieser Situation mit Thiam einen Manager aus der Versicherungsbranche wählt, der sich zuerst ins Bankgeschäft einarbeiten muss und dabei naturgemäss in grossem Stil auch auf Berater setzt. Rohner wehrt sich bisher eloquent gegen Aufforderungen, zurückzutreten und einem Präsidenten Platz zu machen, der das Bankgeschäft von Grund auf versteht.

Am 29. April ist die Generalversammlung der Credit Suisse. Es zeichnet sich kein grosser Widerstand gegen Rohner ab. Kritiker weisen darauf hin, dass die Grossaktionäre, der Staatsfonds von Katar (Anteil 4,98 Prozent) und die saudische Olayan-Gruppe (4,95 Prozent), zwar wie alle Aktionäre an der Kursentwicklung leiden, dass sie aber durch ihr umfangreiches Engagement in den obligationenähnlichen sogenannten Coco-Papieren, die zu 9 Prozent verzinst werden, eine Art Beruhigungsmittel erhalten. Zudem seien sie durch ihre Präsenz im Verwaltungsrat wohl auch besser informiert als andere. Dass die zwei Grossaktionäre bei der Kapitalerhöhung im vergangenen Herbst nicht mitgemacht haben, passt jedenfalls dazu; möglicherweise haben sie sich ein Bild von den Belastungen der näheren Zukunft machen können. Gibt es für die Credit Suisse so etwas wie ein letztes Auffangnetz? Sollten noch erhebliche Entwertungen anfallen, sind viele Varianten der Auflösung vorstellbar, aber die regulatorisch vorgeschriebene Errichtung einer von ausländischen Belastungen geschützten Schweizer Einheit könnte eine Art widerstandsfähige Minimallösung darstellen. Die CS-Führung plant ja sogar eine eigene Börsenkotierung des Schweizer Teils. ○

Rainer E. Gut

Phantom vom Paradeplatz

Von Claude Baumann — Sein Ziel, die Credit Suisse zur ersten Bank im Land zu machen, hat Rainer E. Gut verfehlt. Doch den Machtzirkel der Schweizer Wirtschaft dirigierte er bravourös. Jetzt tritt sein Sohn in die Fusstapfen des legendären CS-Doyens.

Zunächst war es eine unscheinbare Information, welche die Credit Suisse (CS) vergangene Woche verbreitete: Ihren Aktionären schlug die Bank einen gewissen Alexander Gut zur Wahl in den Verwaltungsrat vor. Doch bald war Branchenkenner klar, dass es sich bei dieser Person um niemand Geringeren als den Sohn von Rainer E. Gut handelt – seines Zeichens Ehrenpräsident der CS und nach Firmengründer Alfred Escher vermutlich jene Gestalt, welche die zweitgrösste Bank der Schweiz am stärksten geprägt hat.

Grundsätzlich spricht nichts gegen die Tatsache, dass ein Sohn in die Fusstapfen seines Vaters tritt. Allerdings sind es in diesem Fall sehr grosse Fusstapfen, und selbst wenn Alexander Gut als ausgewiesener Finanzfachmann für diesen Aufsichtsjob geeignet sein mag, dem Verdacht der Vetternwirtschaft wird er wohl noch eine Weile ausgesetzt bleiben. Umso mehr wird es in seinem Interesse liegen, derlei Vermutungen mit Leistung aus der Welt zu räumen. Doch die Lichtgestalt seines mittlerweile 83-jährigen Vaters strahlt selbst sechzehn Jahre nach Aufgabe aller operativen Aufgaben so stark auf die CS, dass es möglicherweise kein Entkommen aus ihrem Schattenwurf gibt.

Traumberuf Kunstmaler

Tatsächlich haben nur wenige Schweizer Bankiers in den vergangenen fünfzig Jahren einen so grossen Einfluss auf die hiesige Finanzbranche ausgeübt wie der im zugerischen Baar geborene Gut. Und wenn im Zusammenhang mit seiner Person abwechselnd von einem Monument, von einem Strippenzieher oder gar von einem Phantom die Rede ist, dann unterstreicht dies bloss die vielen Facetten dieses Wirtschaftsführers, der lange Zeit das bürgerliche Establishment verkörperte und es trotz dessen Implosion geschafft hat, eine Aura der Erhabenheit zu bewahren: machtvoll, unnachgiebig und hart im Nehmen, aber stets mit der ihm eigenen Noblesse.

Dass es Rainer E. Gut so weit gebracht hat, hängt vor allem damit zusammen, dass sein Werdegang nie konventionell verlief. Aufgewachsen in einem streng katholischen Elternhaus, schlug Gut nach der Matura ein Studium aus. Stattdessen wollte er Kunstmaler werden, was ihm sein Vater, Direktor bei der Zuger Kantonalbank, ausredete, worauf der Sohn bei ebendiesem Finanzinstitut ein Praktikum anging. Die Geldbranche hat er nie mehr verlassen.

Allerdings ging Gut auch da einen ungewohnten Weg, drängte es ihn doch früh danach, Auslandserfahrungen zu sammeln. So absolvierte er in den 1950er Jahren ein Praktikum in Paris, wo er auch seine spätere Frau, die Amerikanerin Josephine «José» Lorenz, in einem Sprachkurs kennenlernte. Später verschlug es ihn für ein paar Monate nach London. Was bis heute in der Vita Guts eher ausgeblendet wird, ist der Umstand, dass er seine Bankkarriere mit Festanstellung nicht bei der Schweizerischen Kreditanstalt (SKA, später Credit Suisse) einläutete, sondern bei der Erzrivalin, der Schweizerischen Bankgesellschaft (SBG, später UBS), zu der er im November 1956 stiess.

Mit der Geburt seines Sohnes Alexander 1963 fiel eine weitere Wegmarke in Guts beruflichem Werdegang zusammen: Für die SBG wurde er nach New York versetzt, wo er sich nicht nur das Rüstzeug im internationalen Banking holte, sondern im Rahmen des Interhandel-Deals nicht die wichtigste, aber zumindest eine tragende Rolle spielte. Vereinfacht gesagt ging es darum, ob die SBG vor dem Zweiten Weltkrieg erworbene Vermögenswerte von den US-Behörden zurückkaufen konnte. Dabei erwiesen sich Guts Vorgesetzte Alfred Schaefer und Bruno Seeger als derart gewiefte Taktiker, dass die SBG mit dem damals erworbenen Kapital wenige Jahre später zur unangefochten grössten Bank in der Schweiz avancieren konnte.

Für Gut zeitigte dieser Erfolg allerdings keinen Karrierevorteil. Weil man ihn auch in den Folgejahren nicht zum vollwertigen Direktor beförderte, verliess er 1968 die SBG und heuerte bei dem US-Institut Lazard Frères an, wo er vollends mit den Gepflogenheiten im amerikanischen Investment-Banking imprägniert wurde. Zur SKA stiess er Anfang der 1970er Jahre, nachdem der damalige Direktionspräsident Eberhard Reinhardt die Devise ausgegeben hatte: «Put the bank on the map of international business.» Dafür war der weltmännische Gut im damals noch höchst inlandorientierten Swiss Banking der richtige Mann. Diesen Anspruch setzte Gut in den folgenden Jahrzehnten zielstrebig um.

Dabei verhalf ihm vor allem ein epochales Ereignis zum Aufstieg an die Spitze der SKA: der Chiasso-Skandal von 1977, bei dem die Direktion der Tessiner SKA-Filiale in Chiasso Kundengelder in Milliarden-Höhe veruntreut hatte. Als Konsequenz kam es zu einer perso-



Amerikanisch imprägniert: Ex-CS-Verwaltungsratspräsident Rainer E. Gut.

nellen Ausdünnung in der Generaldirektion, was wiederum den Weg für den damals noch vergleichsweise jungen und unbescholtenen Gut ebnete. Zunächst als Sprecher und später als Präsident der Generaldirektion läutete Gut einen Paradigmenwechsel ein: Mit ihm stand kein Zürcher, kein Akademiker und kein Protestant mehr an der Spitze der urzürcherischen SKA.

Teure Deals als Meisterleistung verkauft

In den 1980er Jahren verwandelte Gut, der 1983 zum Verwaltungsratspräsidenten avanciert war, die SKA mit dem Kauf der US-Investmentbank First Boston in die «amerikanischste» Schweizer Bank, die es als Credit Suisse First Boston (CSFB) sogar zeitweilig schaffte, mit den US-Giganten Morgan Stanley, J. P. Morgan und Goldman Sachs in einzelnen Geschäftssparten auf Augenhöhe zu konkurrieren.

Allerdings war diese Leistung Guts mit einem hohen Preis verbunden. Mehr als einmal mussten die stabilen Erträge der Schweizer Einheiten für die Millionenverluste in den USA her-

halten. Und auch später rächten sich teilweise höchst schlagzeilenträchtige Übernahmen für die Bank; doch zum Zeitpunkt eines Deals schaffte es Gut stets, die Transaktion als Meisterleistung zu verkaufen. So geschehen in den 1990er Jahren, als Gut den Schwyzer Financier Martin Ebner ausbootete, indem er ihm die Bank Leu vor der Nase wegschnappte. Ähnliches ereignete sich 1993, als es um die Schweizerische Volksbank ging. Die vermeintlich siegreichen Konkurrenten der SBG sassen bereits in Feierlaune beim Champagner, als sie in den TV-Abendnachrichten vernahmen, dass die SKA dank Guts Verhandlungsgeschick die Volksbank doch noch an sich gerissen hatte. In den späten 1990er Jahren durchkreuzte Gut erneut Ebners Pläne, als er die Winterthur-Versicherung unter seine Fittiche nahm, nachdem der Financier angekündigt hatte, seine Beteiligung womöglich ins Ausland zu verkaufen.

Damit begann die kurze, aber wenig ergiebige Epoche der Allfinanz, als die CS mit der Winterthur Bank- und Versicherungsprodukte aus einer Hand anzubieten begann, ein Kon-

zept, das sich hierzulande nie durchsetzte. Aber auch der Kauf der Schweizerischen Volksbank zahlte sich kaum aus; sie wurde nach hohen Abschreibern in die CS integriert, genau so wie die Bank Leu. Weil sich sein Traum, die CS zur grössten Bank der Schweiz zu machen, zusehends als Illusion herausstellte, griff Gut im April 1996 zum Telefon und schlug dem damaligen Präsidenten der SBG (heute UBS) eine Fusion vor. Nikolaus Senn, damals beim Golfspielen in Florida überrascht, reagierte dermassen erzürnt, dass es von da an bloss noch eine Frage der Zeit war, bis die SBG/UBS mit dem Schweizerischen Bankverein (SBV) in Basel zusammengehen würde – was Mitte 1998 dann auch tatsächlich geschah. So liess sich die CS definitiv in die Schranken weisen. Von da an war klar, dass sie sich damit begnügen müsste, die ewige Nummer zwei zu sein. Da nützte auch im Sommer 2000 die kühne Übernahme der amerikanischen Investmentbank Donaldson, Lufkin & Jenrette (DLJ) nichts, weil diese völlig überteuert übernommen wurde, dermassen sogar, dass erst kürzlich, also nach fünfzehn Jahren, der Goodwill-Abschreiber ein Riesenloch in die Jahresrechnung der CS riss.

Strippenzieher hinter den Kulissen

Zur Jahrtausendwende zog sich Gut auf das Ehrenpräsidium innerhalb der CS zurück, was ihn aber nicht daran hinderte, in der Schweizer Wirtschaft weiterhin eine dominante Rolle zu spielen. So gilt er als Wegbereiter der Einigung zwischen den Schweizer Grossbanken und den US-Behörden in der Affäre um die nachrichtenlosen Vermögen. Im Gegensatz dazu musste er miterleben, wie mit dem Niedergang der Swissair auch das bürgerliche oder genauer gesagt freisinnige Netzwerk in der Schweizer Wirtschaft, das über Jahrzehnte gehalten hatte, unter der Last der Globalisierung, der Sinnkrise unseres Landes, aber auch durch den Aufschwung nationalkonservativer Kräfte auseinanderbrach.

Wenngleich Gut 2005 von seinem letzten grossen Mandat, dem Nestlé-Präsidium zurücktrat, blieb er hinter den Kulissen der CS ein Strippenzieher, der vor allem seinem längsten und engsten Verbündeten, dem Vollblutbanker Oswald Grübel, den Rücken stärkte, besonders als dieser aus der Pension wieder an die Spitze der CS zurückbeordert wurde. Mit der jüngsten Nomination, derjenigen seines Sohnes Alexander, soll Gut nichts zu tun haben. Die Anfrage sei aus dem Verwaltungsrat gekommen, heisst es aus CS-Kreisen. Alexander Gut sei ein ausgewiesener Finanzexperte, der einen hervorragenden Leistungsausweis mitbringe. Alexander Gut selber will sich bis zu seiner Wahl am 29. April 2016 nicht öffentlich äussern.

Der Finanzjournalist Claude Baumann ist Herausgeber des Portals finews.ch

Prinzip Verantwortung

Von Hans Geiger — Die CS eilt von einem Eigenkapitalproblem zum nächsten. Die Angestellten murren, doch die Aktionäre halten dem Verwaltungsrat vorderhand die Treue. Wie lange noch?



Abnehmender Goodwill: CS-Präsident Rohner.

Für die Credit Suisse (CS) als Aktiengesellschaft und systemrelevante Bank gibt es im Aktien- und im Bankenrecht viele Vorschriften. Die Bank hält diese rechtlichen Vorschriften selbstverständlich ein, dafür bürgt der erfahrene Wirtschaftsjurist Urs Rohner, der seit fünf Jahren als Präsident des Verwaltungsrats an der Spitze der Bank steht. Der Verwaltungsrat ist verantwortlich für die Strategie und die Oberleitung, Aufsicht und Kontrolle der Bank.

Die Stakeholder der Bank sind mit der Leistung des Verwaltungsrates und seines Präsidenten allerdings nicht zufrieden. Die Stakeholder sind die Aktionäre, die Mitarbeiter, die Kunden und die Aufsichtsbehörden, namentlich die Schweizerische Nationalbank und die Eidgenössische Finanzmarktaufsicht (Finma). Die Aktionäre haben seit dem Amtsantritt von Urs Rohner über 60 Prozent des Wertes ihrer Aktien verloren, bei der Konkurrentin UBS waren es in der gleichen Zeit 6 Prozent. Dass die Aktionäre letztes Jahr den Präsidenten mit 96 Prozent der Stimmen wiedergewählt haben, scheint ein Wunder. Offensichtlich sind mindestens die Grossaktionäre aus dem Nahen Osten zufrieden.

Nicht zufrieden sind die Mitarbeiter der Bank. Seit Rohner letztes Jahr im Zusammenhang mit der US-Steueraffäre nach dem Schuldgeständnis und der Megabusse von 2,6 Milliarden Dollar im Radiointerview zu seiner

Verantwortung und der von CEO Brady Dougan gesagt hatte: «Persönlich haben wir eine weisse Weste», ist das Vertrauen zum obersten Chef so ziemlich dahin. Rohner hat mit dieser Aussage die Verantwortung nach unten abgeschoben. Zu seinem Verständnis von Verantwortung präzierte er: «Wir übernehmen die Verantwortung insoweit, als wir die Bank durch diese schwierigen

Rohner und Dougan proklamierten jahrelang, die CS sei eine der bestkapitalisierten Banken der Welt.

Phase geführt haben und weiter führen.» Das ist ein sehr bescheidenes Verständnis von Verantwortung. Die Wahrscheinlichkeit, dass ihm seine Truppe folgen wird, ist gleich null. Ein Chef, der seine Mitarbeiter in der Krise im Regen stehen lässt, ist kein Chef. Auch wenn er sich eine weisse Weste überzieht. Die Mitarbeiter erhalten ihre Anerkennung nicht vom obersten Chef, sondern von den Kunden, für die sie offensichtlich gute Dienste leisten und die dafür der Bank die Treue halten.

Den Aufsichtsbehörden geht es nicht besser als den Angestellten. Rohner und sein CEO Dougan proklamierten jahrelang, die CS sei eine der bestkapitalisierten Banken der Welt. Jeder, der das Dreisatzrechnen beherrscht,

wusste, dass das Unsinn war. Die Nationalbank musste die CS 2012 für die ungenügende Kapitalausstattung öffentlich an den Pranger stellen, damit die Bankherren die offensichtliche Wahrheit eingestanden. Die Warnung der Nationalbank, die gegenüber einer systemrelevanten Bank über kräftige Sanktionsmöglichkeiten verfügt, wurde vom Verwaltungsrat verstanden. Doch heute hat die CS bereits wieder ein Eigenkapitalproblem. Vielleicht ist wieder eine Warnung der SNB nötig.

Dougan's Hobby

Führungsmässig und strategisch sieht die Bilanz des Verwaltungsrats und von dessen Präsidenten nicht besser aus. Rohner konnte sich gegenüber seinem Untergebenen, CEO Dougan, nicht durchsetzen. Dieser hielt an seinem persönlichen Hobby, dem Investmentbanking, eisern fest. Dass Investmentbanker eine ausgesprochene Gruppensolidarität pflegen, die weit über ein allfälliges Interesse am Schicksal des Arbeitgebers hinausgeht, hätte der oberste Chef längst merken müssen. Für ihn muss zwingend das Wohlergehen der Bank im Zentrum stehen, nicht die Interessen der Investmentbanker und ihres Bonus-Pools. Die hohen Investmentbanking-Anlagen waren und sind verantwortlich für die dürftige Eigenkapitalausstattung. Das wusste Rohner. Seit dem letzten Herbst bringen die Verluste auf diesen riskanten Beständen auch die Erfolgsrechnung in die roten Zahlen. Es geht um jene Bestände, welche die UBS bereits 2012 massiv reduziert hatte und die zuvor für die weltweite Bankenkrise mitverantwortlich waren.

Eine wichtige Aufgabe des Verwaltungsratspräsidenten ist die Aufsicht über das Management. Dazu verfügt er über ein ihm direkt unterstelltes Inspektorat. Es ist nicht denkbar, dass das Inspektorat die aufgezeigten Schwächen und Risiken nicht schon lange erkannt hätte. Den neuesten Beweis für das Versagen von Urs Rohner und seines Verwaltungsrats bei der Aufsicht über die Geschäftsleitung lieferte der neue CEO Tidjane Thiam. Er setzte durch, dass im Jahresabschluss 2015 der Goodwill aus einer im Jahr 2000 getätigten Fehlinvestition im Investmentbanking von 20 Milliarden Franken endlich um weitere 3,8 Milliarden abgeschrieben wurde. Er tat das, um sich nicht später mit dem Vorwurf konfrontiert zu sehen, er habe die Fehlbewertung nicht erkannt. Es war also der CEO, der den Verwaltungsrat und dessen Präsidenten beaufsichtigte, nicht umgekehrt. Das oberste Gremium hatte in den Jahren zuvor keinerlei Goodwill-Abschreibungen für nötig befunden.

Es ist zu erwarten, dass die Wiederwahl von Urs Rohner an der kommenden Generalversammlung mit etwas weniger als 96 Prozent der Stimmen erfolgen wird.

Hans Geiger gehörte mehrere Jahre der SKA- später der CS-Generaldirektion an. Von 1997 bis 2008 war er Professor für Bankenwesen an der Universität Zürich.

Keimzelle der modernen Schweiz

Von Robert U. Vogler — Alfred Escher war 1856 die treibende Kraft bei der Gründung der Schweizerischen Kreditanstalt. Die Bank überstand zwei Kriege und wuchs rasant. 1978 erfolgte der totale Umbau.

Der Niedergang der Credit Suisse steht heute im starken Kontrast zum ehemals kontinuierlichen Aufstieg der Schweizerischen Kreditanstalt (SKA) von ihrer Gründung 1856 bis Ende des letzten Jahrhunderts. Bei einem Rückblick auf die Anfänge der Bank in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts muss man aber auch gerechterweise feststellen, dass die Rahmenbedingungen damals weit liberaler, fortschrittlicher und vom Geist einer weitblickenden gesellschaftlichen Aufbruchstimmung geprägt waren.

Nach der europaweit einzigen erfolgreichen liberalen Revolution von 1848, nach der Gründung des schweizerischen Bundesstaates und der Beseitigung von zahlreichen Einschrän-

Tritt fasste das Institut erst mit der Finanzierung des Schweizer Eisenbahnnetzes

kungen der Gewerbefreiheit gewann die Wirtschaft zunehmend an Fahrt. Die Industrialisierung war endgültig angebrochen, und die Schweiz suchte den Anschluss an das internationale Eisenbahnnetz. Hilfreich war die Währungsreform von 1850 mit der Vereinheitlichung zum Franken.

Es kam zur Gründung von Kantonalbanken, welche die zahlreichen Sparkassen als Institute mit Staatsgarantie ergänzten. Aber erst mit dem Aufkommen der Grossbanken in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann das Schweizer Bankensystem seine moderne Gestalt anzunehmen. Nach dem Vorbild der 1852 gegründeten französischen *Crédit Mobilier* drängten sich Aktienbanken in Form von Gründungs- und Emissionsbanken auf. Die neuen Grossbanken waren in erster Linie Geschäftsbanken, die zur Finanzierung der wachsenden Grossindustrie und des Eisenbahnbaus stark auf einheimische Anleger ausgerichtet waren. Die SKA hatte wesentlichen Anteil daran. Wesentlich war auch bis Ende der 1970er Jahre die Wahrnehmung der SKA als Stadtzürcher Bank.

Geschäftsstrategie fehlte anfänglich

Das Zeitalter des privat finanzierten Eisenbahnbaus in Europa war angebrochen. Die Schweiz folgte erst 1847 mit dem Bau der ersten rein schweizerischen Trasse von Baden nach Zürich. 1856 erfolgte in Zürich die Gründung der SKA mit schweizerischem und deutschem Kapital. Treibende Kraft war Alfred Escher, Homo politicus und Wirtschaftskapi-



Erster Präsident: Gründer Escher.

tän, durchsetzungsstarker Repräsentant des aufkommenden Wirtschaftsliberalismus und erster Verwaltungsratspräsident der Zürcher Grossbank. Er sicherte die Mehrheit des Aktienkapitals in schweizerischen Händen. Eine Geschäftsstrategie fehlte der Bank anfänglich. Tritt fasste das Institut erst mit der Finanzierung des Schweizer Eisenbahnnetzes. Das Lieblingsprojekt Eschers, die Nordostbahn, stand aber ebenso wie die zwangsliquidierte Nationalbahn unter keinem guten Stern. 1880 fusionierten die beiden. Escher stand nicht nur hinter dem Projekt der Gotthardbahn-Gesellschaft, sondern organisierte nach dem drohenden Finanzdebakel auch das internationale Bankenkonsortium, welches schlussendlich die Eröffnung des Jahrhundertbauwerkes 1882 ermöglichte.

Handels- und Kreditbank

Grundsätzlich war die SKA von Beginn weg eine Kreditbank für kommerzielle Kunden und das Emissionsgeschäft; erst national, vermehrt aber auch international. Beispielsweise beteiligte sie sich 1895 an der Bank für elektrische Unternehmungen, die sich später zum erfolgreichen Ingenieur-Unternehmen Elektrowatt entwickelte. Das klassische Vermögensverwaltungsgeschäft folgte relativ spät, und erst nach 1905 begann die SKA mit der Errichtung von

Filialen im Inland. Der Erste Weltkrieg war für das internationale Geschäft schädlich und führte zu einem Rückschlag mit langsamer Erholung. Die Schwierigkeiten während der Bankenkrise der dreissiger Jahre und des Zweiten Weltkriegs überstand die SKA vergleichsweise gut, besser als gewisse andere Schweizer Grossbanken, die dem Untergang geweiht waren. Die SKA erfuhr anschliessend ein rasantes Wachstum und dehnte die Zahl der Geschäftsstellen im In- und Ausland massiv aus.

Wendepunkt Chiasso-Skandal

1977 wurden Unregelmässigkeiten in der Filiale Chiasso der SKA aufgedeckt, aus denen schlussendlich ein Verlust von rund 1,4 Milliarden Franken resultierte – bis zur Krise der UBS 2008 der grösste je eingetretene Verlust einer Schweizer Bank. Er markierte aber zugleich den strategischen Übergang zum international ausgerichteten Finanzkonzern, denn ab 1978 führte die Zusammenarbeit mit der Investmentbank First Boston in den USA zur Credit Suisse First Boston und zu einem totalen Umbau des altherwürdigen Bankhauses am Paradeplatz. 1982 folgte die Gründung der CS Holding als Schwestergesellschaft der SKA. 1989 wiederum ging die SKA als Tochtergesellschaft in Letzterer auf. Weitere Schritte waren 1990 die Übernahme der Bank Leu und 1993 jene der Schweizerischen Volksbank. Umfangreiche Umstrukturierungen führten 1997 zur heutigen Credit Suisse Group (CSG). Ende 2000 beschäftigte die CSG weltweit rund 80 000 Mitarbeiter, gut 28 000 davon arbeiteten in der Schweiz.

Glücklose Allfinanz

Anders als ihre Vorgängerin SKA hatte die CS Group mit Versicherungen keine glückliche Hand. Die unter Mithilfe der SKA 1857 als Genossenschaft gegründete Rentenanstalt (heute Swiss Life) wurde viele Jahrzehnte über das Management durch die Bank kontrolliert und florierte. Die Gründungen der Helvetia-Versicherung (1861), der Schweizerischen Rückversicherungs-Gesellschaft (1863; heute Swiss Re), und der Zürich-Versicherung (1872) erfolgten allesamt mit der Geburtshilfe der SKA. Diese Unternehmen existieren noch bis heute. Der Ausflug in die Utopie der Allfinanz hingegen – Zusammenschluss mit der 1875 gegründeten Winterthur-Versicherung im Jahr 1997 – scheiterte nach genau zehn Jahren mit dem Verkauf an die französische Axa kläglich. Vielleicht war das ein erster Vorbote des Unternehmensschicksals. Heute ist die einst so stolze Credit Suisse leider nur noch ein Schatten ihrer selbst.

Robert U. Vogler war Pressesprecher der Schweizerischen Bankgesellschaft (SBG), danach Leiter Historical Research der UBS und bis 2009 Senior Political Analyst bei Public Policy von UBS. Heute ist er unabhängiger Historiker.

Beten und Liebe

Von Henryk M. Broder — Brief an die bekannteste deutsche Theologin, Margot Kässmann.



Sehr geehrte Frau Kässmann

Sie haben drei Tage nach dem Blutbad von Brüssel, bei dem 35 Menschen getötet und über 300 verletzt wurden, der *Bild am Sonntag* ein Interview

gegeben, in dem Sie auf die Frage: «Was würde Jesus zum Terror sagen? Würde Jesus den Terroristen vergeben?», Folgendes geantwortet haben: «Jesus hat eine Herausforderung hinterlassen: <Liebet eure Feinde! Betet für die, die euch verfolgen.> Er hat sich nicht verführen lassen, auf Gewalt mit Gewalt zu antworten. Für Terroristen, die meinen, dass Menschen im Namen Gottes töten dürfen, ist das die grösste Provokation. Wir sollten versuchen, den Terroristen mit Beten und Liebe zu begegnen.»

Nun weiss ich nicht, ob Sie vielleicht Stimmen hören, die ich nicht höre, oder ob Sie einen direkten Draht zu *Ihm* haben, den ich nicht habe. Jedenfalls scheinen Sie genau zu wissen, wie Jesus auf einen Terroranschlag reagieren würde: mit Gebeten und Liebeserklärungen an die Adresse der Terroristen, vorausgesetzt, er hätte den Anschlag überlebt und wäre nicht in Stücke gerissen worden, wie die Opfer der letzten Terrorakte.

Erlauben Sie, dass ich Ihnen eine Zusatzfrage stelle? Haben Sie noch alle Perlen an ihrer Halskette? Hätten Sie den Mumm, den Menschen, die ihre Angehörigen am 22. März verloren haben, ins Gesicht zu sagen: «Liebet eure Feinde! Versucht den Mördern mit Beten und Liebe zu begegnen?» Möglicherweise sind Sie tatsächlich davon «überzeugt, dass es ein Leben nach dem Tode gibt», während ich nur glaube, dass Hunde intelligenter als Katzen sind. Im Gegensatz zu Ihnen bin ich allerdings davon überzeugt, dass man potenziellen Mördern in den Arm fallen sollte, bevor sie zur Tat schreiten, statt hinterher für sie oder mit ihnen zu beten.

Sie, Frau Kässmann, überschütten die Täter mit Ihrer wohlfeilen Liebe, und Sie verhöhnen die Opfer, die offenbar nicht genug gebetet haben, um verschont zu werden. Verraten Sie mir bitte: Wie wird man mit solchen Obszönitäten zu einer moralischen Instanz?

Aus welcher Quelle sprudelt dieser Sündenstolz? Sind es die Posener Reden oder die gesammelten Aufrufe der Rote-Armee-Fraktion?

Fassungslös, B.

Riesige Verunsicherung

Von Kurt Schiltknecht — Bislang will die Weltwirtschaft das Gift nicht trinken, das ihr die grossen Notenbanken verabreichen. Neue Pläne sehen darum vor, Bargeld «per Helikopter» unter die Leute zu bringen.

In den letzten hundert Jahren haben sich die grossen Notenbanken weniger durch eine gute Geldpolitik als durch ihr stures Verfolgen einer falschen Geldpolitik ausgezeichnet. Daran hat sich auch in den letzten Jahren nichts geändert. So hat die Europäische Zentralbank (EZB) vor kurzem bekanntgegeben, dass sie an ihrer bisherigen unwirksamen Geldpolitik festhalten und weitere Milliarden Euro in den Geldmarkt pumpen wird. Die amerikanische Notenbank hat den Mut verloren, die Liquidität etwas weiter zu verringern und die Zinsen leicht anzuheben. Die japanische Notenbank will nicht hintanstellen. Mit Negativzinsen möchte auch sie das Zinsniveau noch weiter senken. Bereits seit acht Jahren verfolgen die grossen Notenbanken eine Politik der Geldschwemme. Bisher ist es ihnen nicht gelungen, die Weltwirtschaft auf einen nachhaltigen Wachstumspfad zurückzubringen.

Das Rezept der Notenbanken, mit Zinssenkungen und einer in der Geschichte noch nie gekannten Ausweitung der Notenbankbilanzen die Kreditaufnahme zu fördern und mit niedrigen Zinsen die Investitionen und den Konsum anzukurbeln, könnte einem Anfängerlehrbuch aus den 1960er Jahren entstammen. Das heutige Verhalten der Notenbanken unterscheidet sich, abgesehen vom Ausmass, kaum von demjenigen in der Zeit zwischen 1960 und 1985. Damals versuchten die Notenbanken auch, mit häufigen Änderungen der Zinssätze und einem lautstarken Bekenntnis zur Preisstabilität ein nachhaltiges, inflationsfreies Wirtschaftswachstum zu erreichen. Die Ergebnisse waren fatal: Die Weltwirtschaft stagnierte, die Arbeitslosigkeit nahm zu, und die Inflationsraten erreichten zweistellige Werte. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass Arthur F. Burns, der viele Artikel, Bücher und Vorträge über die Bekämpfung der Inflation schrieb, als Chairman des Federal Reserve Boards massgeblich zur damaligen Inflation beigetragen hat.

Im Vergleich zu den Notenbanken begriffen damals einige Ökonomen relativ schnell, dass die Geldpolitik nicht nur von dem durch die Notenbanken bestimmten kurzfristigen Zins abhängt, sondern auch von den Erwartungen der Märkte über die von der jeweils verfolgten Geldpolitik ausgehenden Wirkungen. Die Erkenntnis, dass die Wirtschaft die Geld- und Finanzpolitik nicht passiv über sich ergehen lässt,

sondern sie interpretiert und in ihre Entscheidungen einbaut, sollte eigentlich auch den heutigen Notenbankexponenten bekannt sein. Dies scheint allerdings nicht der Fall zu sein. Man muss sehr weit von der Wirtschaft entfernt und im Elfenbeinturm der Politik oder der Wissenschaft zu Hause sein, um nicht zu erkennen, dass die Liquiditätsschwemme mehr verwirrt, als dass sie zu wirtschaftlicher Aktivität ermuntert. Die Einzigen die sich an der heutigen Geldpolitik erfreuen, sind die Spekulanten und Kurzfrist-Trader auf den Finanzmärkten. EZB-Chef Mario Draghi erleichtert diesen das Geschäft, wenn er ankündigt, weiterhin für Milliarden von Euro Wertschriften zu kaufen und die Zinssätze tief zu halten.

Wortreiche Absichtserklärungen

Trotz grosser Medienpräsenz und wortreicher Absichtserklärungen ist die Glaubwürdigkeit der Notenbanken verschwindend klein. Nie-

mand glaubt, dass die unkontrollierte Geldschwemme zu einem nachhaltigen, inflationsfreien Wachstum führen wird. Das einzige konkrete Resultat der aktuellen Politik ist eine riesige Verunsicherung in der Wirtschaft. Wenn beispielsweise Herr Draghi glaubt, er könne mit seiner Aussage, man werde die bisherige Geldpolitik so lange fortsetzen, bis die Inflations-

rate 2 Prozent erreicht habe, die Wirtschaft zu mehr Investitionen und Konsum verleiten, dann überschätzt er einerseits sich und unterschätzt andererseits die Intelligenz der Wirtschaft.

Alle, auch die Notenbanken, wissen, dass das neugeschaffene Geld bisher weitgehend unbenutzt bei den Banken herumliegt und kaum für zusätzliche Kredite, Investitionen und Konsum gebraucht worden ist. Nun versuchen die Notenbanken, und das ist die nächste grosse Dummheit, mit Negativzinsen das Geld in die Wirtschaft zu pumpen. Dabei übersehen sie, dass Negativzinsen nichts anderes als eine Steuer für Sparer und Bankeinleger sind. Steuererhöhungen haben noch nie zur Belebung der Wirtschaft beigetragen. Die Negativzinsen sind der vorläufige Kulminationspunkt der schlechten Geldpolitik.

Doch bereits stellen sich einige vor, die Wirtschaft mit «Helikoptergeld», also mit dem Verteilen von Banknoten an alle Leute, wieder in Schwung zu bringen. Man kann nur hoffen, dass eine solche Idee nie zum Fliegen kommt.



Pessimismus ist fehl am Platz

Von Pierre Heumann — Befindet sich die Wirtschaft tatsächlich kurz vor einem Jahrhundert-Stillstand? Im Gegenteil. Ein bedeutender Ökonom sagt enorme Innovationen und grosses Wachstum voraus.

Robert Gordon ist unter Ökonomen derzeit der berühmteste Schwarzmaler. In «The Rise and Fall of American Growth» begründet er sein düsteres Zukunftsbild ohne namhaftes Wirtschaftswachstum. In den USA ist dieser 800-Seiten-Wälzer ein Bestseller, und viele Medien beten Gordons trübe Ansichten über den Tod der Innovationen nach, der zu einem Jahrhundert-Stillstand führe.

An derselben Hochschule wie Gordon, der Northwestern University, ist freilich ein Wirtschaftshistoriker tätig, der nichts von Hoffnungslosigkeit wissen will: Joel Mokyr. Aufgrund der Vergangenheit wüssten wir, dass Pessimismus fehl am Platz sei, sagt er und schreibt: «Die Zukunft der Technologie wird wahrscheinlich hell leuchten. Innovationen werden unser Leben weiter verbessern – und zwar möglicherweise dermassen stark, dass die Fortschritte des letzten Jahrhunderts dagegen verblassen.»

Gordon und Mokyr: Ihr Weltbild prägt ihre jeweiligen Prognosen. Gordon befürchtet, dass in den alternden Gesellschaften des Westens der technische Fortschritt und damit das Produktivitätswachstum in den nächsten 25 Jahren gegen null tendieren werde. Die hohe Verschuldung, die Demografie, das mangelhafte Bildungswesen – das sind weitere Faktoren, die Gordon als Gegenwind ausmacht. Etwas Neues, was wieder für Schwung in der Wirtschaft sorgen könnte, sieht er nicht.

Mokyr hingegen hält Gordon für einen Miesmacher (nicht sein Wortlaut) und wirft ihm mangelnde Fantasie vor. Das Tempo der Innovationen beschleunige sich unablässig, ist Mokyr überzeugt. Einen Stillstand bei Erfindungen mag er nicht erkennen. Im Gegenteil: Auf vielen Gebieten sei der Durchbruch bereits erfolgt – jetzt müssten die neuen Optionen, die sich daraus ergäben, getestet, geprüft und angewandt werden. Als Beispiele nennt er Materialien mit neuen Eigenschaften, dreidimensionale Drucker und schnelle Rechner.

Mit Hilfe der Nanotechnologie entstehen etwa härtere, widerstandsfähigere oder elastischere Materialien. Wer sich auf diesem Gebiet aufdatieren will, kann sich auf der Internetseite Materialtoday.com ein Bild über die breite Palette von Möglichkeiten machen, die sich daraus ergeben.

Neue Optionen entstehen auch durch dreidimensionale Drucker. Sie werden die Güterproduktion revolutionieren. Statt in Massen

produziert zu werden, können mit Hilfe der 3-D-Drucker Produkte dezentral hergestellt werden. Das verändert das individuelle Verhältnis zum Arbeitsplatz – Experten sprechen von einer Re-Industrialisierung – und prägt das Verhalten von Konsumenten. Das wird die Wirtschaftswelt als Ganzes erschüttern, zusammen mit den schnellen Rechnern, die das Speichern und Verarbeiten enormer Datenmengen ermöglichen.

Mokyr sieht keinen Grund für Skepsis. Bei den künftigen Robotern, meint er beispielsweise, werde es sich nicht um Monster handeln, die in den 1950er Jahren vom Science-Fiction-Schriftsteller Isaac Asimov beschrieben wurden. Vielmehr werden die Roboter in jeder Grösse und Form daherkommen und Funktionen übernehmen können, die bisher nur Menschen ausführen konnten.

Gordons Techno-Pessimismus lässt sich auch mit Hilfe veralteter statistischer Methoden erklären. Makroökonomien sind es gewohnt, sich auf aggregierte Statistiken zu stützen, wenn sie den wirtschaftlichen Zustand oder das Wachstum eines Landes messen – etwa auf das Sozialprodukt pro Kopf oder auf die Arbeitsproduktivität pro Arbeitnehmer. Diese Kennzahlen waren im Zeitalter der Fließbänder und der Massenproduktion ausagekräftig. Jetzt aber, da Information und

Daten die dynamischsten Sektoren sind, taugen sie nicht mehr. Sie unterschätzen den Beitrag der Innovationen. Dadurch entgeht ihnen viel Interessantes und Relevantes.

Nostalgisch blickt Gordon auf das Jahrhundert von 1870 bis 1970 zurück, weil es in jener Epoche revolutionäre Entwicklungen gab. Eisenbahn und Telefon ermöglichten die Überwindung von Distanzen, Strom die Beleuchtung von Wohnungen in der Nacht. Der Kühlschrank verlängerte die Haltbarkeit von Lebensmitteln, und medizinische Durchbrüche sowie bessere hygienische Verhältnisse erhöhten die Lebenserwartung. Neues, das Wachstumsschübe auslösen könnte, mag der 75-jährige Gordon nicht erkennen.

Arbeit für Beamte

Der gleichaltrige Mokyr glaubt hingegen an den technischen Fortschritt. Der Wirtschaftshistoriker beschreibt diesen als «Rückenwind in Tornadostärke». Es gehe nicht darum, alte Dinge immer schneller herzustellen, meint er sinngemäss, sondern darum, für neue Dinge offen zu sein.

Gordons Argumente erinnern in der Tat an die Anekdote vom Beamten im Patentamt aus dem Jahre 1899, der sich über mangelnde Arbeit beklagte. «Was erfunden werden kann, wurde bereits erfunden», verspottete damals das *Punch*-Magazin Pessimisten. Mokyr aber würde dem entgegenhalten: Den Beamten in den Patentämtern wird die Arbeit nicht ausgehen.

Robert Gordon: *The Rise and Fall of American Growth: The U.S. Standard of Living Since the Civil War*. 2016

Joel Mokyr u.a.: *The History of Technological Anxiety and In the Future of Economic Growth: Is This Time Different?* Journal of Economic Perspectives. 2015



Interessantes und Relevantes: Körperteile aus dem 3-D-Drucker.

Die CVP von Franz Josef Pfister

Von Christoph Mörgeli

Fast alles ist möglich. Mit Barack Obama wurde der linkste Parlamentarier der amerikanischen Mittepartei Präsident der USA. Und demnächst wird mit Gerhard Pfister der rechteste Parlamentarier der schweizerischen Mittepartei Präsident der CVP. In der *Schweiz am Sonntag* gab der designierte oberste Christdemokrat ein Interview. Die Fragen des Chefredaktors fielen wohlwollend aus. Denn erstens stammt Patrik Müller aus einem strammen CVP-Haus. Und zweitens hat er sich mit einem anderen Geri schon einmal die Finger verbrannt.

Was Tiefgang, Gedankenschärfe und weltanschaulichen Kompass betrifft, setzt sich Gerhard Pfister wohlthuend ab von der beliebigen Munterkeit seines Vorgängers Christophe Darbellay. Das grosse Vorbild des Neuen ist die bayerische CSU. Dennoch kann man sich den dezenten Philosophen Pfister schwerlich als schwitzenden Bierzeltredner vorstellen, der im Stil seines Idols Franz Josef Strauss auf den Putz haut. Auch das CSU-Motto «Lederhose und Laptop» wäre an zugerische Verhältnisse anzupassen. Und hiesse etwas umständlicher «Viehzucht und Verwaltungsratsmandate».

Teilweise äusserte Gerhard Pfister bemerkenswert Unsensibles. Etwa das: «Wir leben im Wohlstand, wir können uns alles kaufen.» Was für die Pfisters in Oberägeri gilt, muss für die Anthamattens in Eggerberg noch lange nicht stimmen. Und CSU-Chef Horst Seehofer taugt als ethisches Vorbild für die CVP-Wähler ebenso gut wie Charlie Sheen von «Two and a Half Men». Ähnlich verfänglich ist Pfisters Aussage: «Wir sind eine Milieu-Partei.» Natürlich ahnen wir, wie er es meint. Gerade darum ist es falsch. Das Problem der heutigen CVP besteht ja genau darin, dass es ein einigermassen geschlossenes katholisches Milieu längst nicht mehr gibt.

Bei einem Denker von Pfisters Format nicht ganz nachvollziehbar ist, dass er einerseits den Föderalismus und gleichzeitig die zentralistische Europäische Menschenrechtskonvention beschwört. Wenn er dieses menschliche Gesetzeswerk erst noch mit dem Willen Gottes gleichsetzt, bleibt der Zuger klar unter seinem Niveau. Das Herz erwärmte dafür ein *Bildli* von Gerhard und seiner Bundesrätin Doris an Deck des Schiffs «Rigi» auf dem Zugersee. Da es sich um zwei ethisch fundierte CVP-Exponenten handelte, gab's nach dieser fröhlichen Schifffahrt keine feuchte Nachfeier.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Minder-Initiative war ein Flop

Von Peter Bodenmann — Die Wirtschaft stagniert. Trotzdem verdienen die Manager immer mehr.



Hilft nur mehr der Einsatz von Helikoptergeld?

Die Schweizerinnen und Schweizer waren und sind gegen Abzocker. Deshalb stimmten sie mehrheitlich für die Initiative Minder.

Zugegeben, die Initiative Minder war nicht das Gelbe vom Ei. Ihr Ansatz, alle Macht den Aktionären, war falsch, da naiv. Das Parlament – allen voran die einschlägig bewanderte SVP – hat die angenommene Volksinitiative weiter verwässert. Und die zuständige Bundesrätin Sommaruga legt auch keinen Eifer an den Tag, das wenige, was von Minder übrigblieb, umzusetzen.

Die aktuelle Krise des Kapitalismus ist national und international zugleich. Vermögen und Einkommen werden immer ungleicher verteilt. Es fehlt wegen zu tiefer Löhne und Renten an privater Nachfrage. Zusätzlich sparen die Staaten in der Krise. Es fehlt folglich noch mehr Nachfrage.

Der Zweck einer Krise war bisher – unter anderem – immer die Zerstörung von Kapital. Die Nationalbanken verhindern neu grössere Konkurse, weil viele Banken volkswirtschaftlich zu fette Kater sind, als dass man sie samt Beibooten absaufen lassen könnte. *Too big to fail* für alle, die es lieber auf Englisch haben.

Ein aktuelles Beispiel: Jene Banken, die Alpiq und Axpo mit Krediten versorgten, müssten eigentlich ihr Geld verlieren. Und die viel zu teuren und viel zu gefährlichen Atomkraftwerke müssten, da sie nur Defizite produzieren,

subito stillgelegt werden. Die von Schulden weitgehend befreiten Wasserkraftwerke könnten wie Phönixe aus der Asche auferstehen. Stattdessen wird der Strukturwandel, wird der überfällige Ausstieg aus der Atomenergie mittels Subventionen verhindert.

In der Not versuchen die Notenbanken mittels Null- und Negativzinsen Investitionen, Konsum und Inflation zum Laufen zu bringen. Mit mehr als bescheidenen Erfolgen. Aber jede andere Politik würde die Krise noch verschärfen.

Immer mehr Ökonomen sind überzeugt: In dieser Krise sollten Thomas Jordan und Co. Helikoptergeld an uns alle verteilen. Wenn während zweier Jahre alle Schweizerinnen und Schweizer pro Monat von der Nationalbank 500 Franken bekämen, gäbe das dem Konsum und der Inflation einen netten kleinen Schub. Die Menschen würden neue Möbel und schickere Klamotten kaufen. Sich massieren lassen und ab und zu auch mit edleren Tropfen absacken.

Die Nationalbank müsste für das Experiment «Helikoptergeld für alle» nur einen Fünftel ihrer Reserven einsetzen. Ein Klacks. Die Chancen, dass die Idee «Helikoptergeld nicht nur für Thiam» funktioniert, wären besser als bei der Initiative Minder.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

«Massiv überschätzt»

Von Kurt W. Zimmermann — «Fischstäbchen sind gefährlicher als Terroristen.» Warum schreiben Journalisten solchen Quatsch?

Der Vergleich stammt aus dem publizistischen Kabinett der Absurditäten. Er stammt von *Tages-Anzeiger*-Autor Constantin Seibt. «Allein in Deutschland sterben pro Jahr über 500 Leute an einer Fischgräte», schrieb Seibt soeben. Terrorismus werde im Vergleich zu den Fischknorpeln darum «massiv überschätzt».

Die Terrorgefahr werde «massiv überschätzt», schrieb ebenso Seibts Kollege Iwan Städler im selben Blatt. Er beschwor das vergleichsweise grössere Risiko, «im Verkehr ums Leben zu kommen».

Die dummen Sicherheitsbehörden, so sagt man uns, verhaften darum viel zu wenige dieser mörderischen Fischstäbchen. Sie schicken auch viel zu wenige dieser tödlichen Personenwagen hinter Gitter. Stattdessen konzentrieren sie sich auf die unnötige Bekämpfung dieses massiv überschätzten Terrorismus.

Zur Entlastung der Sicherheitsbehörden könnte man einwenden, dass die mörderischen Fischgräten relativ selten mit Kalaschnikows in Menschenmengen feuern. Auch die tödlichen Automobile sprengen sich eher selten in Flughafenhallen in die Luft.

Man kann den gedruckten blanken Unsinn nun einfach dem Zynismus der Journalisten zuordnen. Das allerdings greift zu kurz. Es geht nicht um individuelle Schicksale, es ist ein Branchenphänomen. «Der Tod durch einen Wespenstich ist um ein Vielfaches wahrscheinlicher als der Tod durch Terrorismus», wusste auch der deutsche Nachrichtensender N-TV. «Terror-Risiko überschätzt: Nur Blitze und Hai-Angriffe töten noch seltener», wusste das Schweizer Newstoportal *Watson*.

Journalismus funktioniert nach dem Prinzip von Eskalation und Deeskalation. Nicht existierende Gefahren werden zu existenziellen Bedrohungen hochgedrückt. Echte Gefahren hingegen werden zu harmlosen Banalitäten heruntergespielt. Durch diese Polarisierung wird die artifizielle Spannung im News-Gewerbe hochgehalten.

Wir haben das vielfach erlebt. Irgendwelche projektierten Vogel- und Schweinegrippen haben in den Medien zum unausweichlichen Untergang der Menschheit geführt. Auch die unausweichliche Zerstörung der Schweizer Wirtschaft durch die Frankenstärke haben wir tausendfach vorgeführt bekommen. Es sind wunderbare Bedrohungsszenarien, weil sie latent sind. Sie sind nicht konkret greifbar, aber virulent und eignen sich dadurch zur permanenten Panikmache.



Mörderische Fischgräten.

Terroranschläge hingegen sind nicht latent, sie sind manifest. Es knallt wirklich in Lahore, Paris und Brüssel. Es ist nicht projektiert und darum nach einer Woche vergessen. Die Zahl der Opfer und ihre Namen sind bekannt, die Täter sind tot oder flüchtig. Terror hat darum für das Bedrohungsszenario der permanenten Panikmache zu wenig journalistischen Sex-Appeal. Er eignet sich nicht für das fortwährende Schaudern in den Kommentarspalten.

Terror wird darum aus Sicht der Journalisten «massiv überschätzt».

Es gibt einen Satz in den Medien, der die jeweils aktuellen Bedrohungslagen präzise beschreibt. Der Satz heisst: «Es kann jeden treffen.»

Wenn wir durch die Zeitungen blättern, dann lernen wir: Alles kann jeden treffen. Ein Hacker-Angriff «kann jeden treffen» (*NZZ am Sonntag*). Eine Entlassung «kann jeden treffen» (*Aargauer Zeitung*). Eine psychische Störung «kann jeden treffen» (*Beobachter*). Ein Facebook-Problem «kann jeden treffen» (*20 Minuten*). Ein Bandwurm «kann jeden treffen» (*Glückspost*).

Auch eine mörderische Fischgräte und ein tödlicher Autounfall können jeden treffen.

Nur der Terrorismus kann keinen treffen. Die Terrorgefahr wird «massiv überschätzt». Da haben wir noch mal Glück gehabt.

Der Anrufer

Von Beatrice Schlag — Trump macht US-Fernsehen glücklich.

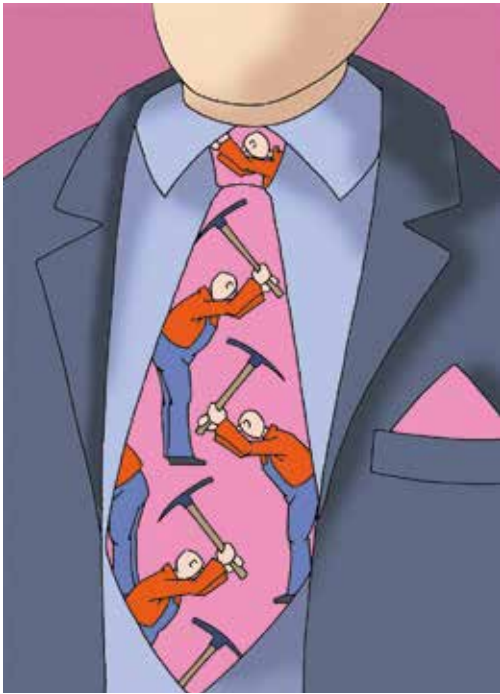
Les Moonves, Präsident und CEO von CBS-TV, gab sich gar nicht erst Mühe, seinen Sarkasmus zu verhehlen: «Wer hätte diesen Zirkus erwartet?», sagte er in einer Konferenz über den Präsidentschaftswahlkampf. «Es ist ziemlich grossartig. Es mag nicht gut sein für Amerika. Aber es ist verdammt gut für CBS.» CBS ist kein konservativer Sender, aber dennoch ein Sprachrohr für Trump. Wie alle TV-Sender mit Nachrichtengefässen, egal, ob links oder rechts. Ihre Rechnung ist einfach: Reality-Star Trump bringt höhere Einschaltquoten als alle anderen Anwärter. Egal, ob man ein Fan ist oder sich über ihn endlos aufregt: Das Publikum will den Mann sehen. Erhöhte Einschaltquoten bringen mehr und teurere Werbespots. Dafür brechen die Medien ungefähr sämtliche Regeln, die bisher für journalistische Wahlberichterstattung galten.



Donald Trump tat dazu nichts weiter, als den Telefonhörer in die Hand zu nehmen und die Nachrichtendesks laufender News-Sendungen anzurufen. Er begann damit im vergangenen Sommer. Zu seiner Genugtuung wurde er fast immer sofort für ein Live-Interview mit dem Moderator verbunden. Warum sollte er damit aufhören? Kein Sender war verpflichtet, mit seinem Anruf live zu gehen. Aber fast alle taten es, weil Trump Quoten brachte und man den Kontakt zu ihm warmhalten wollte. Am 22. März, als ausser der Meldung über die Attentate in Brüssel noch wenig bekannt war, telefonierte Donald Trump sofort mit Wolf Blitzer von CNN. Elf Minuten Redezeit räumte der politische Chefmoderator dem Kandidaten ein, der über die Hintergründe der Anschläge noch ebenso wenig wusste wie der Rest der Welt. Danach rief Trump mit Erfolg weitere TV-Stationen an. Auf fast zwei Milliarden Dollar schätzt der Radiosender NPR den Wert der Sendezeit, die ihm von den verschiedenen TV-Kanälen bislang zur Verfügung gestellt wurde. Es ist nicht nur der Blick auf die Aktionäre. Donald Trump, sagt der US-Kommunikationsprofessor Aram Sinnreich, sei der erste Kandidat des Internetzeitalters, der dank seiner Erfahrung als Reality-Star verstehe, mit welcher Art von Botschaften man den unersättlichen Hunger der News-Medien aufrechterhalte: mit gezielt unverschämten Aussagen in Twitter-Kürze, die kein Sender unerwähnt lassen kann.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man mit Anzug und Krawatte im Restaurant das «Büezer-Menü» bestellen?
Walter Bieri, Bärswil

Sind also alle, die nicht Anzug und Krawatte tragen, Büezer? Und was ist ein Büezer-Menü? Fleischkäse? Wurstsalat? Möchten Sie wissen, wie das schmeckt? Man wird Ihnen auf Wunsch bestimmt so ein Gericht servieren – in vermutlich jedem Restaurant, das Büezer-Menüs serviert. Aber: Ihnen geht es gar nicht um das Menü. Sie möchten einen feinen Unterschied machen zwischen sich und allen andern, denen an diesem Tag nicht die Gnade von Anzug und Krawatte zuteil wurde. Das darf man, es wirkt aber – mit Verlaub – ein klein wenig überheblich. *David Schnapp*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Dass heute immer weniger an die Auferstehung glauben – was sagt das schon über deren Realität?» *Christian Haslebacher*

Zuversicht

Nr. 12 – «Kosmisches Frühlingserwachen»; Wolfgang Koydl über das Osterfest

Ist Jesus nicht auferstanden, dann ist der christliche Glaube sinnlos, Jesus ein philosophischer Schwätzer, und wir sind ohne Hoffnung über dieses Leben hinaus. Ist Jesus aber auferstanden, dann hat der Tod nicht das letzte Wort, gibt es Zuversicht über Leid und Sterben hinaus und unantastbare Würde für uns als Kinder Gottes, dann ist Jesus der Messias, der rechtmässige König, der Christus. Dass heute immer weniger an die Auferstehung glauben – was sagt das schon über deren Realität? Das war schon am Tag der Auferstehung nicht besser. So sagte Jesus zum zweifelnden Jünger Thomas: «Du glaubst, weil du mich gesehen hast. Glückselig sind die, die nicht sehen und doch glauben.»

Christian Haslebacher, Märstetten

Das Titelbild, der auferstandene Christus, basiert auf Raffaels «Transfiguration» oder «Verklärung» (Matthäus, 17) in den Vatikanischen Museen. Durch die Isolierung der Figur für das Titelbild bleibt offen, ob es sich um den verklärten, den auferstandenen oder den zum Himmel fahrenden Christus handelt. Der Auferstandene trägt traditionellerweise die Kreuzfahne. Er steigt aus dem geöffneten Grab oder entschwebt dem geschlossenen und versiegelten Grab.

Georg Germann, Bern

Passend zur Karwoche

Nr. 12 – «Verschleierung»; Peter Keller über die Entfernung von christlichen Symbolen

Das Entfernen christlicher Symbole in öffentlichen Gebäuden wie der Friedhofskapelle in der Innerschweiz bedeutet ein desolates Einbrechen unserer christlichen Werte und Kultur durch eine um sich greifende Zeitgeisttoleranz. Wenn an zwei Luzerner Schulen Gebetsräume für Muslime eingerichtet werden, ist das ein Debakel unseres Selbstverständnisses. Gibt es einen eigenen Raum der christlichen Stille in diesen Schulen, oder kann man sich vorstellen, dass in einer öffentlichen Schule im islamischen Raum eine christliche Kapelle eingerichtet werden könnte? Es ist Zeit, mit aller Kraft gegen das Zerfransen unserer christlichen Werte anzutreten, Grenzen zu setzen. Die *Weltwoche* bringt die richtigen ermutigenden Botschaften, passend zur Karwoche. Danke!

Roger E. Schärer, per E-Mail



«Nicht sehen und doch glauben»: *Weltwoche*-Titel.

Krämergeist

Nr. 12 – «Champions League der Übertreibungen»; Florian Schwab über «Horizon 2020»

Bis jetzt kannte ich zwei stolze Nationen, die im Ausland oft helfen, wo das nötig ist, selbst aber fast grundsätzlich auf Hilfe aus dem Ausland verzichten: nämlich die USA und die Schweiz. Wenn man aber inzwischen «Horizon 2020» deshalb befürwortet, weil mehr Geld von der EU in die Schweiz als von der Schweiz in die EU fließen soll, dann empfinde ich dies als einen Krämergeist, für welchen ich mich als Schweizer schon etwas schäme.

Thomas Schibli, Bern

Der brave Mann

Nr. 12 – «Befreiungsschlag»; Hubert Mooser über die FDP-Bundesräte

Man kann es Bundesrat Didier Burkhalter nicht verübeln, dass er sich gegen seinen Parteikollegen Johann Schneider-Ammann stellt. Schliesslich will er sein sorgfältig gepflegtes Image als Verfechter des humanen Völkerrechts nicht beschädigen. Dies im Hinblick auf eine potenzielle Nachfolge von Ban Ki Moon. Das Wohl der schweizerischen Rüstungsindustrie mit ihren zahlreichen Arbeitsplätzen interessiert ihn da sicher weniger. Getreu dem von einigen Politikern zeitgemäss abgewandelten Sprichwort «Der brave Mann denkt an sich zuerst».

Ernst Hostettler, Toffen

Kuba, das amerikanische Griechenland?

Nr. 12 – «Ökonom in Havanna»;
Wirtschaftskolumne von Silvio Borner

Kuba könnte punkto Migration das amerikanische Griechenland werden. Die Öffnung war lange vor der europäischen Flüchtlingskrise angedacht und eingeleitet. Es wollen wohl weder Washington noch Havanna, dass Kuba eine Zwischenstation für die Migration aus Süd- und Mittelamerika wird. Der Beibehalt des überlebten Systems könnte heute auch eine Abschottungstaktik sein. Ein freies Kuba könnte, so paradox es auch scheint, gefährdeter sein als ein autoritäres. Alexis Tsipras ist doch nur noch Flüchtlingselendsverwalter und nicht mehr Regierungschef. Es kommt auf die parteipolitische Ausrichtung und Zusammensetzung der Regierung doch gar nicht mehr an. Ein Vergleichsalbtraum für Castro und Obama.

Elisabeth Monika Oesch, Zürich

Blattmann hat Beträchtliches erreicht

Zum Rücktritt von Armee-Chef
André Blattmann

Es ist mir ein besonderes Anliegen, dem abtretenden Chef der Armee für seinen sehr engagierten Einsatz für die Weiterentwicklung der Schweizer Armee zu danken. Korpskommandant André Blattmann hat während der vergangenen Jahre an zentraler Stelle wichtige, zukunftsorientierte Gestaltungsarbeit für unsere Armee geleistet.

In der Bevölkerung wurde er vor allem als truppennaher und ausgesprochen engagierter Offizier mit grossem Verständnis für das Schweizer Milizsystem geachtet. Die Wirtschaft hat Blattmann als wichtigen Brückenbauer zwischen der Armee und der Wirtschaft kennen- und schätzen gelernt. Er hat wesentlich zum guten Zusammenspiel beigetragen. Insbesondere ist es auch unter seiner Leitung gelungen, durch Absprachen mit den Hochschulen die Bedürfnisse der Militärdienst leistenden Studenten verstärkt zu berücksichtigen. Trotz schwierigem Umfeld ist in den vergangenen Jahren hinsichtlich Schweizer Sicherheitspolitik Beträchtliches erreicht

worden. Dies zeigen auch die Jahresstudien der ETH Zürich zur aussen-, sicherheits- und verteidigungspolitischen Meinungsbildung in der Schweiz. Ueli Looser, Zürich

Der böse Wunsch bestraft sich selbst

Nr. 12 – «Rettet das Neumarkt-Theater!»;
Rico Bandle über die Kulturförderung

Es ist grotesk, was die Verantwortlichen am Theater Neumarkt dem Publikum zumuten. Sie können das nur im Wissen tun, dass sie auf das bezahlende Publikum nicht angewiesen sind. Mit weit über 100 000 Franken Wochengage aus dem Topf der Kulturförderung und dem Manna aus dem Sponsoring kommen sie auch mit wenigen bezahlenden Theaterbesuchern über die Runde.

Was ist die Aufgabe von Kulturbetrieben? Unterhaltung, Bildung, Förderung der Tradition und manchmal Provokation.

Sicher ist es nie ein Auftrag der Kulturbetriebe, Aggression, Hass und Hetze zu erzeugen, Menschen zu erniedrigen, zu kränken, zu verletzen und zu beleidigen und das Publikum dazu aufzurufen, es den Theaterleuten gleichzutun. Das hat weder mit Theater noch mit Kultur etwas zu tun. Das ist, milde gesagt, einzig und allein dumm. Was einige wenige Verantwortliche dem Theater Neumarkt und seinen Mitarbeitenden mit der grotesken Aufführung zugefügt haben, wird viele Unschuldige treffen, die mit der Aufführung in keiner Weise einverstanden waren. Schuld daran ist allein die Leitung des Theaters, die diese Aufführung zugelassen und bezahlt hat. Wer anderen Böses wünscht, wird bestraft. Die Aussage stammt von Sigmund Freud: «Der böse Wunsch bestraft sich selbst.» Damit die Folgen für das Theater und viele seiner unschuldigen Mitarbeiter nicht fatal werden, ist die Forderung Ihres Autors Rico Bandle nach einem mutigen (Führungs- und) Kurswechsel genau das Richtige. Ernst Seiler, Muri

Ein Glück für Herrn Ruch, dass sein Missbrauch des Kreuzes im Diesseits nicht als ruchbar gilt! Schizophren ist es dennoch, denn das Kreuz Christi steht nicht für das Um-sich-Schlagen.

Sondern für die Sühnung von Schuld, nicht nur der eigenen, sondern auch der des andern. Man sollte meinen, dass die Zeit längst vorbei ist, wo religiös Verblendete mit dem Kreuz in der Hand zum Töten aufrufen. Doch unter dem Kunstmantelchen ist scheinbar alles erlaubt – ob es sich um einen Segen oder einen Fluch handelt fürs Volk, spielt keine Rolle, und die Förderer solcher Kunst waschen ihre Hände in Unschuld. Aber besonders Kreuzträger sollten nicht heucheln, sondern, den christlichen Grundsätzen verpflichtet, beispielsweise folgenden Lehrsätzen durch Vorangehen Achtung verschaffen: «Einer komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor», «Einer achte den andern höher als sich selbst», «Jaget nach dem Frieden gegen jedermann ...» Heinz Oswald, Gräslikon

Dass die Theaterleitung die Aufführung dieses abscheulichen Theaters zugelassen hat und die Stellungnahme der Zürcher Stadtregierung beunruhigen mich. Dass das Theaterspektakel ausgerechnet aus Berlin kommt, ist kein Zufall. Wie schon die Schmähschrift im *Spiegel* gegen Roger Köppel ist auch dieses Theater keine Kunst, sondern politische Agitation in Reinkultur. Noch immer bleiben nämlich die grössten Brocken, die einer politischen Kontrolle der Schweiz durch die EU und damit letztlich durch Berlin im Weg stehen, wegzuräumen. Einer davon ist die direkte Demokratie. Diese kann nur wirkungslos gemacht werden, wenn diejenigen Schweizer Politiker, die diese verteidigen, angeschwärzt, schlechtgemacht, lächerlich und letztlich mundtot gemacht werden. Die SP und die Grünen unterstützen diese Bestrebungen, obwohl sie das Gegenteil behaupten. Berlin hat ganz offensichtlich das Ziel, Europa am deutschen Wesen genesen zu lassen. Will sich die SP wirklich als Steigbügelhalterin einer solchen Politik profilieren? Urs Fries, Seuzach

Korrigenda

Bei der Berichterstattung zu den Anschlägen in Brüssel steht fälschlicherweise, die U-Bahn-Station Molenbeek sei angegriffen worden. Es handelte sich aber um die Station Maelbeek. Wir bitten um Entschuldigung. Die Redaktion

Vorwärts kommen!

● Engpässe beheben – Schluss mit Stau

Strassenbenützer zahlen immer mehr Steuern und Abgaben - und stehen trotzdem immer öfter im Stau. Besonders betroffen sind die Gemeinden in den Agglomerationen. Sie müssen dringend entlastet werden.

● Benzinpreis nicht erhöhen

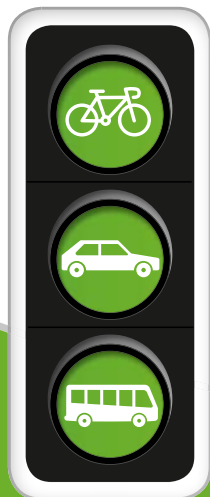
Das Parlament will für den Ausbau der Strasse den Benzinpreis erhöhen. Die Initiative will das verhindern. Von den rund 9 Mia. Franken, welche die Strassenbenützer jährlich dem Bund abliefern, werden nur 30 Prozent für die Strasseninfrastruktur verwendet. Das Geld ist vorhanden, es muss nur richtig eingesetzt werden.

● Sicherheit schaffen

Die Strassen stossen an ihre Kapazitätsgrenzen. Die Bevölkerung wächst, der Verkehr nimmt zu. Umfahrungen von Wohnquartieren schaffen mehr Sicherheit. Von der Verkehrsbelastung profitieren alle – auch Velofahrer und Fussgänger.

● Wirtschaft und Gewerbe entlasten

Handwerker und Dienstleistungsbetriebe sind auf gute Strassenverbindungen angewiesen. Die Staukosten betragen rund 2 Mia. Franken pro Jahr. Dies zahlen am Schluss die Kunden und Konsumenten!





Maurer und andere Bundesräte machten grosse Augen: Verteidigungsminister Parmelin mit seinem Vorgänger bei der Stabsübergabe, 23. Dezember 2015.

«Warum hast du das getan?»

Die SVP erwartet, dass ihre Bundesräte einen Kurswechsel in der Regierung bewirken. Doch obwohl die Zusammenarbeit zwischen Ueli Maurer und Guy Parmelin als harmonisch gilt, gibt es Missverständnisse. *Von Hubert Mooser*

Es waren keine einfachen Auftritte, die Verteidigungsminister Guy Parmelin (SVP) in letzter Zeit absolvieren musste: Am Dienstag vor einer Woche legte er das Projekt Bodlup 2020 auf Eis – die Erneuerung der Boden-Luft-Verteidigung –, weil die von der Schweiz evaluierten Systeme markante Schwachstellen aufwiesen. Einen Tag später verkündete der Waadtländer die vorgezogene Pensionierung von Armeechef André Blattmann auf den 1. Januar 2017. Beides sind «Altlasten» aus der Ära von Vorgänger und Parteikollege Ueli Maurer, der nach dem Rücktritt von Eveline Widmer-Schlumpf zu Jahresbeginn ins Eidgenössische Finanzdepartement wechselte.

Nun zog Parmelin gewissermassen einen Schlussstrich unter die Ära Maurer im Verteidigungsdepartement. Es hätte wohl niemanden verwundert, wenn der Finanzminister seinem Parteikollegen diesen Zug übelgenommen hätte. Denn Maurer hatte bei seiner Abschiedsvorstellung im Dezember, auf der Tschentenalp ob Adelboden, ausdrücklich ausgeschlossen, «dass wir irgendwo noch ein teures Flop-Projekt am Laufen haben». Keine drei Monate später sistierte Parmelin mit dem Projekt Bodlup das wichtigste Rüstungsvorhaben des Departements für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS).

Aber Maurer wäre nicht Maurer, wenn ihn solche Geschichten irritieren würden. Der

Finanzminister hat in der Vergangenheit wiederholt bewiesen, dass er Tiefschläge wegstecken kann. Unbekümmert machte Maurer weiter, als wäre nichts passiert – auch jetzt. «Wir haben einen guten Kontakt», sagt er über sein Verhältnis zum neuen Bundesratskollegen.

Diesen Eindruck teilt der designierte SVP-Präsident Albert Rösti (BE), und auch Eingeweihte aus anderen Departementen erleben und beschreiben die SVP-Bundesräte bisher als harmonisches Duo. SVP-Fraktionschef und Sicherheitspolitiker Adrian Amstutz (BE) glaubt nicht, dass die jüngsten Ereignisse im VBS diese Harmonie trüben könnten.

Harmonisch oder nicht, der Auftrag ist klar: Die Parteispitze erwartet, dass Maurer und



Dazu müsse die Grenzwa­che durch die Armee verstärkt werden. Die Sorge über eine neue Flüchtlingswelle ist berechtigt: Hatte nicht der Staatssekretär für Migration, Mario Gattiker, Anfang Jahr selber verkündet, 2016 könnten «auch deutlich mehr als 40 000 Asylsuchende» in die Schweiz kommen?

Der Antrag der SVP-Bundesräte schaffte es dann aber nicht mal in den Bundesrat. Parmelin lief, so Brunner, schon am Montag vor der Sitzung im Sicherheitsausschuss des Bundesrates auf. Dem Gremium gehören neben

Da stellte sich heraus, dass Parmelin nicht verstanden hatte, was Maurer ihm eigentlich sagen wollte.

dem Verteidigungsminister Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) und Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) an. Sommaruga wollte lediglich ein Notfallkonzept zur Verteilung der Migrationsströme, dem Vernehmen nach sei auch das Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) unter der Federführung von Burkhalter nicht für ein Abwehrkonzept zu haben, sagt Brunner. Damit war der Antrag fürs Erste vom Tisch.

Ein konzentriertes Powerplay von Bundesräten aus der gleichen Partei und erst noch im Gleichschritt mit ihrer Partei ist in der Bundesrats-WG ein neues Phänomen. Die FDP-Bundesräte Johann Schneider-Ammann und Didier Burkhalter verhalten sich eher wie Hund und Katz, wie die jüngste Auseinandersetzung um die Rüstungsexporte zeigt. Die beiden Freisinnigen legen die entsprechende Verordnung völlig unterschiedlich aus. Die SP-Bundesräte Sommaruga und Alain Berset funktionieren dagegen so lala, würden aber auch nicht zusammen Ferien verbringen.

Das war früher nicht anders: Mit Christoph Blocher (ZH) und Samuel Schmid (BE) sassen zwischen 2003 und 2007 schon einmal zwei SVP-Vertreter im Bundesrat. Schmid wurde jedoch als nicht offizieller SVP-Kandidat in die Landesregierung gewählt, weshalb sich die Zusammenarbeit mit ihm schwierig gestaltete. Danach war Ueli Maurer lange einziger SVP-Mann. Er deponierte brav Woche für Woche seine parteipolitisch eingefärbten Mitberichte, die im Bundesrat aber kaum Wirkung entfalten. Jetzt gibt es erstmals zwei «ganze SVP-Bundesräte» (Schmid galt für die SVP als halber Bundesrat) – und sie sollen Gas geben. Gemeint ist damit das Bestreben der SVP, auch innerhalb der Landesregierung einen Kurswechsel zu erwirken, wie Parteichef Brunner präzisiert.

Zuweilen gibt es sprachliche Verständigungsprobleme zwischen dem Französisch sprechenden Parmelin und dem Deutsch sprechenden Maurer. Bundesratsnahe Kreise sagen, Parmelin reagiere in den Sitzungen manchmal, als habe er nicht ganz verstanden,

was ihm Maurer vorgeschlagen habe – zum Beispiel beim Streit um das Armeebudget am 24. Februar. Parmelin forderte 20 Milliarden Franken für die Armee in den kommenden vier Jahren. Der Bundesrat bewilligte nur 18,8 Milliarden Franken – auch Maurer stellte sich wegen des laufenden Sparprogrammes hinter den Mehrheitsentscheid.

Aber er baute Parmelin gleichzeitig eine goldene Brücke in Form eines Mitberichts: Sollte der Ständerat wie der Nationalrat auf 20 Milliarden bestehen, müsse der Bundesrat diesem Entscheid Rechnung tragen und die Finanzierung sicherstellen. Parmelin lehnte den Vorschlag ab, Maurer und andere Bundesräte machten grosse Augen. «Warum hast du das getan?», wollte Maurer nach der Sitzung von ihm wissen. Da stellte sich heraus, dass Parmelin nicht genau verstanden hatte, was Maurer ihm eigentlich sagen wollte.

Ein grösseres Problem ist die aktuelle politische Realität im Bundesrat. Der bürgerliche Schulterschluss von SVP und FDP und dem rechten CVP-Flügel funktioniert zwar im Parlament, aber nicht im Bundesrat. «Aus welchen Gründen auch immer kooperiert Burkhalter lieber mit Sommaruga als mit Parmelin und Maurer», sagt Toni Brunner. Er frage sich, ob da wohl eine von Burkhalter angestrebte Kandidatur für höhere Uno-Weihen eine Rolle spiele.

Im Regierungsgremium kocht weiterhin jeder sein eigenes Süppchen, und den Kollegen in die Suppe zu spucken, ist nachgerade eine gängige Usance. Aber wenn dies der Fall ist, geht es garantiert entweder gegen Schneider-Ammann, Parmelin oder Maurer, die im Bundesrat so etwas wie den rechtsbürgerlichen Block vertreten.

Rückkehr zum alten Regime

Das bekam Finanzminister Ueli Maurer kürzlich wieder einmal zu spüren. Vor gut drei Wochen brachte er die Vorlage zu einer privilegierten Besteuerung der Baulandreserve in den Bundesrat. Das Thema war unter Maurers Vorgängerin Eveline Widmer-Schlumpf schon mehrmals diskutiert worden. Eigentlich geht es um die Umsetzung einer Motion von Nationalrat Leo Müller (CVP). Der Hintergrund: Gewinne aus dem Verkauf land- und forstwirtschaftlicher Grundstücke waren bis zu einem Grundsatzentscheid des Bundesgerichts im Jahr 2011 von der direkten Bundessteuer befreit. Müller verlangte daraufhin die Rückkehr zum alten Regime und kam im Parlament damit durch – gegen den Willen des Bundesrats. Als Maurer nun die vom Parlament verlangte Gesetzesänderung in den Bundesrat brachte, entfachte Justizministerin Sommaruga eine Art Grundsatzdiskussion zu diesem Geschäft. Bei Widmer-Schlumpf gab sich die sozialdemokratische Bedenken­trägerin noch zurückhaltender. ○

Parmelin den Bundesrat aufmischen. Nach der Niederlage mit der Durchsetzungsinitiative gab alt Bundesrat und SVP-Vizepräsident Christoph Blocher den Tarif durch: Die SVP habe jetzt zwei Bundesräte, die Partei müsse darum verstärkt ihre Kraft zum Gestalten im Bundesrat und im Parlament verwenden, sagte er. Die parteiinterne Resonanz liess nicht lange auf sich warten. Am Rande der letzten Session forderten SVP-Politiker ihre Bundesräte öffentlich dazu auf, in der Asylpolitik Akzente zu setzen – zumal man jetzt Schlüsselpositionen innehatte. Parmelin ist Verteidigungsminister und Maurer als Finanzminister Dienstherr des Schweizer Grenzwachtkorps.

Konzentriertes Powerplay

Ein paar Tage später lancierte die *Sonntagszeitung* prompt das erste von der Parteileitung im Hintergrund orchestrierte Teamwork. «Die beiden SVP-Bundesräte wollen für den Fall einer Eskalation der unkontrollierbaren Migrationsströme unsere Grenzen wieder selber schützen und kontrollieren, also abriegeln», erklärte Parteipräsident Toni Brunner.

Schweizer Mittelmass

Im neusten internationalen Ranking belegt die ETH Zürich wieder einen Spitzenplatz. Die Schweizer Universitäten bleiben zurück. Vor allem bei den Geisteswissenschaften. Wie könnten sie sich verbessern? *Von Philipp Gut*



Nur bedingt wettbewerbsfähig: Universität Zürich, Abguss des Pergamonaltars.

Die ETH Zürich darf stolz sein. Erstmals belegt sie im renommierten QS-Ranking, das weltweit die Qualität von Universitäten und Hochschulen vergleicht, einen Rang unter den besten zehn (Platz 9). An der Spitze liegen ausnahmslos amerikanische und britische Institute: das Massachusetts Institute of Technology (MIT), die Universitäten Harvard, Cambridge und Stanford, sodann das California Institute of Technology, die Universität Oxford sowie das University College und das Imperial College, beide in London. Damit ist die Zürcher ETH die beste Hochschule auf dem europäischen Kontinent; ihre Schwester in Lausanne folgt auf Rang 14.

Weniger Grund zur Freude haben die übrigen Schweizer Universitäten. Nur zwei von ihnen – Zürich (85) und Genf (89) – rangieren unter den besten hundert. Diesen Platz verdanken sie vor allem den medizinischen Fä-

chern, den Natur- und Wirtschaftswissenschaften. Am besten schneiden an der grössten Schweizer Universität, jener von Zürich, die Zahn- und die Veterinärmedizin ab (je Rang 25). Die Humanmedizin liegt auf Rang 44. Ebenfalls noch in den Top 50 platziert ist das Fach Ökonomie und Ökonometrie (48).

Schlecht Weggekommene zweifeln

Die Geisteswissenschaftler hingegen vermögen mit der internationalen Spitze nicht mitzuhalten. Beispiel ETH: Die eigene geisteswissenschaftliche Abteilung liegt auf Rang 149, also 140 Positionen hinter der gesamten Hochschule. Ähnlich sieht es an den Schweizer Universitäten aus. So belegen das Historische Seminar der Universität Zürich und das Departement Geschichte der Universität Genf als Beste ihres Landes einen Rang irgendwo zwischen 101 und 150 (wird nicht genauer ausge-

wiesen). Die Basler Historiker rangieren zwischen den Plätzen 151 und 200.

Woran liegt diese vergleichsweise mittelmässige Platzierung? Diese Frage stellte die *Weltwoche* betroffenen Institutsleitern. Und sie wollte wissen, was die Verantwortlichen unternehmen, um die Qualität von Forschung und Lehre sowie die Position im internationalen Vergleich zu verbessern.

Professorin Gesine Krüger, Co-Vorsteherin des Historischen Seminars der Universität Zürich, zweifelt prinzipiell am Aussagewert solcher Rankings. «Wie Sie wissen, gibt es sehr unterschiedliche Rankings mit ganz unterschiedlichen Bewertungskriterien und Vorstellungen davon, was Erfolg ist und wie sich dieser bemisst. Entsprechend liegt auch das Historische Seminar in den letzten Jahren auf jeweils unterschiedlichen Plätzen, befindet sich jedoch jeweils unter den besten 10 Prozent

der bewerteten Einrichtungen – bei QS sogar auf Platz 101–150 von 2000 Universitäten. Grundsätzlich sind Rankings allerdings mit Vorsicht zu geniessen. Wir folgen daher der offiziellen Politik der Universität Zürich, sich weder organisatorisch noch strategisch an Rankings auszurichten.»

Als ganz so unerheblich, wie es Professorin Krüger darstellt, betrachtet die Uni-Leitung diese Rankings allerdings nicht. Die Resultate werden auf der Uni-Website jeweils sofort bekanntgegeben und die besseren der Rangierungen mit Stolz vermeldet: Die Universität Zürich befinde sich unter den Top 100 laut den «bedeutendsten» internationalen Rankings. Neben dem erwähnten QS-Ranking gehören das Shanghai-Ranking und das «Times Higher Education World University Rankings» zu den bekanntesten und anerkanntesten Qualitätstests. Alle drei werden von der Universität Zürich regelmässig zitiert. Als beliebig kann man sie auch deshalb nicht abtun, weil sowohl die Leistungen an den besten Hochschulen weltweit als auch jene an schweizerischen Instituten von den unterschiedlichen Rankings mehr oder weniger gleich erfasst werden. Schliesslich würde niemand ernsthaft daran zweifeln, dass das MIT oder die Universitäten Harvard und Cambridge zu den absolut Besten gehören.

Etwas weniger ablehnend gegenüber den internationalen Leistungsvergleichen geben sich Krügers Basler Historikerkollegen Frithjof Benjamin Schenk und Martin Lengwiler. Die Rankings könnten allenfalls «als Gradmesser Hinweise geben», litten aber «häufig unter methodischen Problemen», schreiben der Departementsleiter und sein Stellvertreter in einer gemeinsamen Antwort. Die Rankings beruhten stark auf Reputation – also dem Ansehen, das die Institute in der Gelehrtenwelt geniessen –, und dabei würden angelsächsische Universitäten und englischsprachige Publikationen «chronisch» bevorzugt. Zudem schnitten grössere Einrichtungen strukturell besser ab als kleinere.

Trotz Kritik an den Ranking-Methoden verneint man in Basel nicht, dass es Verbesserungspotenzial gibt. «Gleichwohl sind wir bestrebt, uns weiterzuentwickeln, um auch im internationalen Vergleich besser dazustehen», so Schenk und Lengwiler. Die internationalen Kooperationen würden ausgebaut, nicht zuletzt durch Angebote eines Auslandsemesters.

Ob das reicht? Hört man sich *off the record* um, gibt es durchaus Ansätze, die darüber hinausgehen, die Rankings einfach pauschal in Frage zu stellen.

Die Masse macht's nicht — Auch wenn es sich in Kontinentaleuropa kaum jemand eingestehen will: Die angelsächsischen Eliteuniversitäten sind vor allem deshalb besser, weil sie eben Eliteuniversitäten und keine Massenuni-

versitäten sind. Sie haben nicht nur die brillanteren Professoren, sondern auch die begabteren Studenten und Doktoranden, die sie nach strengen Kriterien auswählen.

Von den Naturwissenschaften lernen — Sprachliche Barrieren mögen in geisteswissenschaftlichen Disziplinen eine gewisse Rolle spielen. Aber die Naturwissenschaften sind schon längst internationalisiert und globalisiert, im Gegensatz zu den Geisteswissenschaften. In diesen führen die akademischen Beziehungen oft sprachbedingt ins Nachbarland Deutschland – wo nicht ausschliesslich die klügsten Denker leben.

Hierarchien und Lehrstühle — Dass die geisteswissenschaftlichen Fakultäten kontinentaleuropäischer Universitäten nur bedingt wettbewerbsfähig sind, habe auch mit deren Struktur zu tun, sagen Insider. Es dominierten immer noch die Lehrstühle – ein System, das Konkurrenz praktisch ausschliesse: Der Pro-

Kreative Geister und produktive Unruhestifter wählen früher oder später die «Exil-Option».

fessor und Lehrstuhlinhaber sei per definitionem der unangreifbare Herrscher über sein Reich. Die hiesigen Universitäten zögen aufgrund ihrer hierarchischen Strukturen und der weltweit höchsten Löhne («Mehr Lohn, weniger Geist», *Weltwoche* Nr. 39/14) viele Leute an, «die auf eine saftige Gehaltserhöhung und einen sicheren Job bei hoher Lebensqualität aspirieren». Die global führenden Universitäten hingegen lebten nicht nur von externer, sondern auch von interner Konkurrenz. Dazu gehört das sogenannte Tenure-Track-System, das jungen Talenten eine Pro-



«*Unterschiedliche Rankings*»: Professorin Krüger.

fessorenlaufbahn auf Bewährung bietet. Es führt zu einer Verflachung der Hierarchien, bei gleichzeitiger Aktivierung des Wettbewerbs. In der Schweiz, so ein Kenner, funktioniert das erst ansatzweise. Und man sei bei der Frage, ob jemand definitiv bleiben darf, oft zu nachsichtig: Wer einmal Assistenzprofessor gewesen sei, erhalte nach ein paar Jahren garantiert eine Vollprofessur.

Traumlandschaften — Gemäss dem Mantra mancher Bildungspolitiker führt mehr Geld auch zu mehr Geist. Wäre dem so, müsste die Schweiz dank ihren Spitzenlöhnen die besten Professoren haben. Das hohe Lohnniveau könne aber auch den gegenteiligen Effekt haben. Es entstünden «akademische Traumlandschaften», wie sie ein Forscher nennt: «Die Leute schliessen aufgrund ihres hohen Gehalts, der Ausstattung ihres Lehrstuhls oder der üppigen Etats für Gastvorträge auf ihren eigenen Wert als Forscher.» Durch diesen «Feedback-Loop» würden laufend falsche Informationen produziert. Kurz: Manche Professoren an Schweizer Universitäten überschätzten sich, die kritische Reflexion über das eigene Schaffen bleibe unterentwickelt.

Geistige Monokultur — «Die Lehrstuhl-Uni fördert den Konformismus», sagt ein weiterer Kenner der geisteswissenschaftlichen Szene. Um Karriere zu machen, müsse man sich anschmiegen. Kreative Geister und produktive Unruhestifter wählten, wenn sie überhaupt je eine Uni-Karriere in Betracht zögen, früher oder später die «Exil-Option». Unsere Universitäten seien nicht wirkliche Talentschmieden, von ihrem Geist und ihrem Ethos her handle es sich eher um «bürokratische Institutionen». Auch dies stehe im Gegensatz zu den angelsächsischen Top-Universitäten, dort sei der Typus des schöpferischen Querdenkers weit verbreitet.

Nebenschauplätze, Geschwurbel — Wer je ein paar geistes- oder sozialwissenschaftliche Studien in die Hand genommen hat, der merkt schnell: Deutschsprachige Geisteswissenschaftler neigen leichter als ihre angelsächsischen Kollegen zu unverständlicher Ausdrucksweise und theorielastigem Geschwurbel. Selbstverständlich sollen Historiker, Literaturwissenschaftler, Philosophen ihre eigenen Methoden reflektieren und den Stand der Forschung kennen. Doch häufig verlieren sie sich im Jargon und auf thematischen Nebenschauplätzen. Allzu häufig leiten die Moden des Milieus die Interessen.

Fazit: Niemand setzt den Aussagewert von Rankings absolut. Doch der Blick über den Atlantik kann gewiss nicht schaden. Ein Ansporn, es besser zu machen, bleiben die angelsächsischen Spitzenuniversitäten allemal. ○

Schöner schwafeln

Aus «dumm» wurde «bildungsfern», aus «Zigeunern» wurden «Roma». Wer seine Karriere nicht unnötig gefährden will, hält sich besser an das Abc des politisch korrekten Biedersinns. Neue Kostproben aus dem Sprachknigge. *Von Peter Keller*

Abschottung — Wer findet, jährlich 80 000 Zuwanderer plus 40 000 →Flüchtlinge seien doch etwas viel für die kleine Schweiz, macht sich umgehend der «Abschottung» schuldig.

Armutsgefährdet — Als «armutsgefährdet» gilt gemäss Bundesamt für Statistik, wer über weniger als sechzig Prozent eines mittleren Einkommens verfügt. Damit ist die Armut in der Schweiz rein mathematisch auf alle Zeiten gesichert – bei bezahlter Wohnung und Krankenversicherung und einem Sackgeld namens «Grundbedarf» in der Höhe von 986 Franken monatlich, steuerfrei.

Aufstand der Anständigen — Wenn der herrschende Mainstream unter Aufbietung der Mainstream-Presse seinen Mainstream-Ansichten einen revolutionären Anstrich geben will, spricht er vom «Aufstand der Anständigen». Auch bekannt als Operation Libero mit dem neuen Shootingstar der altbackenen Political-Correctness-Szene: Flavia Kleiner.

Bio — «Bio» ist immer gut, obschon sich etwa bei Biomilch chemisch kein Unterschied zur konventionellen Milch nachweisen lässt – ausser beim Preis. Das Bio-Business hat inzwischen auch den Milliardenmarkt mit den Haustieren erreicht. Für Waldi gibt es vegetarische Hundekexse, angereichert mit Seealgen. Für Minusch Katzenfutter aus «besten biologischen Zutaten» – Huhn, Brennnessel und Tomate. Was die Haustiere vom Bio-Spleen ihrer Besitzer halten, kann nur erahnt werden – oder man legt Waldi einen saftigen Knochen neben seine vegetarischen Hundeguetzli und schaut dann, was passiert.

Charity — «Die Synthese von kaltem Buffet und menschlicher Wärme» (Michael Miersch).

Dialog — Schöner schwafeln an sich. Neuerdings müssen auch Polizeibeamte den «Dialog» suchen, während die Gegenseite (z.B. Reithalle) mit Steinen, Flaschen und Feuerwerkskörpern antwortet.

Diskriminierung — Den Vorwurf der «Diskriminierung» handelt sich die Mehrheitsgesellschaft ein, sobald sie Minderheiten nicht mindestens so viele Rechte und Ansprüche zugesteht wie sich selber.

Energiewende — Wenn die politische Umnachtung das Ruder übernimmt und auf Sonnenenergie setzt (die rund 0,2 Prozent des schweizerischen Energieverbrauchs liefert).

Flüchtlinge — Offene Wortstafette. «Flüchtlinge» haben in den achtziger Jahren mal begonnen als Asylanten, wurden dann zu Asylbewerber*innen, mutierten zu geschlechtsneutralen Asylsuchenden, bekamen eine kleine Verschnaufpause als Armutsmigranten und wurden im letzten Herbst in deutschen Bahnhöfen mit «Welcome Refugees» empfangen. Allerdings müsste auch der Begriff «Flüchtling» dringendst einer →Gender-gerechten Anpassung unterzogen werden: mit der Endsilbe -ling geht nämlich eine abwertende Konnotation einher, wie sie etwa bei den Begriffen Schönling, Schwächling, Widerling zum Ausdruck kommt. Der Schreiberling empfiehlt deshalb analog zu dem Lehrling (Lernenden) die geschlechterübergreifende Bezeichnung «Flüchtende».

Gender — Mann gleich Frau und Frau gleich Mann, ausser bei der Militärdienstpflicht und dem Rentenalter (siehe auch →Trans*).

Hetze — Wenn sich das kritische Bewusstsein aus der falschen politischen Ecke äussert.

Humanitäre Tradition — Ultimative Wortquelle für all jene, die sich ihr soziales Engagement mit Steuergeldern vergüten lassen und ansonsten die Tradition (Familie, Heimat, Volkskultur) scheuen wie der Teufel das Weihwasser beziehungsweise der →Veganer die Blutwurst.

Institutionen — Besonders beliebt in der Formulierung «Respekt vor den Institutionen», wie ihn auch die frischgewählte Nationalratspräsidentin Christa Markwalder (FDP) in ihrer Eröffnungsrede einforderte. Also keine unbotmässige Kritik mehr an Bundesräten, Richtern, Nationalratspräsidentinnen und anderen Autoritäten. In Monarchien gab es den Straftatbestand der «Majestätsbeleidigung», was irgendwie ehrlicher war.

Islamophobie — Verwandt mit der Homophobie. Kampfbegriff, um politisch unangenehme Debatten (Beispiel: Islam und Gewalt) im Keim zu ersticken. Schwieriger wird es, wenn die beiden Bereiche zusammen auftre-

ten. Gemäss islamischer Rechtsprechung wird Sex zwischen Gleichgeschlechtlichen mit Auspeitschung bis Steinigung bestraft. Den Islam deswegen als homophob zu bezeichnen, gilt wiederum als islamophob.

«Je suis ... Charlie» — Allgemein verbreitete Solidaritätsleerformel. Auf «Je suis Charlie» (12 Tote) folgte «Je suis Paris» (130 Tote), «Je suis Ankara» (28 und 37 Tote), «Je suis Bruxelles» (mindestens 35 Tote). Fortsetzung folgt.

Dschihadreisender — Auch das Militärdepartement VBS versteht es, sich perfekt weichgespült auszudrücken: «Der Nachrichtendienst des Bundes (NDB) publiziert monatlich die Anzahl der dschihadistisch motivierten Reisenden aus der Schweiz.» Klingt nach Abenteuerurlaub bei gleichzeitiger Beachtung →Gender-gerechter Sprachvorgaben. Gemeint sind Schweizer Islamisten, die auch mal live bei Enthauptungen und Vergewaltigungen ungläubiger Frauen dabei sein wollen.

Kantönlicheist — Weitverbreitete Herabsetzung des föderalen Aufbaus der Schweiz, der den Gemeinden und Kantonen (und damit den Bürgern vor Ort) möglichst viel Entscheidungsfreiheit zugesteht. So wollte etwa der grüne Nationalrat Geri Müller den «Kantönlicheist» im Strafvollzug beenden. Damit der höhere Geist von Bundesbern in allen Gefängniszellen gleichermaßen wehen möge.

Linksaktivist — Siehe →Wutbürger.

Lösungsorientiert — Aus der politischen Mitte heraus instinktsicher dem Mainstream folgen.

Migrationspartnerschaft — Klingt besser als Entwicklungshilfe, läuft aber auf die gleiche Formel hinaus: Die Schweiz zahlt, alle anderen bekommen.

NGO — Abkürzung für Nichtregierungsorganisationen, die sich von Regierungen (Staaten, Steuergeldern) aushalten lassen.

Non-Profit-Organisation — Die eigene Erfolglosigkeit moralisch überhöhen.

Ökologisch — Lifestyle, den man sich leisten können muss. Alle andere kaufen beim Dis-



Shootingstar der altbackenen Political-Correctness-Szene: Flavia Kleiner (l.) von der Operation Libero.

counter und bekommen das schlechte Gewissen gratis dazu.

Prävention — Wunderbare Erfindung, die es dem Staat erlaubt, stellvertretend das Wohl des Bürgers zu definieren und ihn zu einem gesundheitsbewussten, weltoffenen, →Gendergerechten Öko-Untertanen zu erziehen.

Querdenker — «Einer aus dem anderen politischen Lager, der so denkt wie wir. Er denkt also nicht quer, sondern korrekt» (Josef Joffe). Nicht zu verwechseln mit →Rechts-/Linkspopulist.

Rechts-/Linkspopulist — Einer aus dem anderen politischen Lager, der nicht so denkt wie wir.

Solidarität — Läuft im politischen Alltag darauf hinaus, dass der private Sektor für die Finanzierung linker Solidarität aufkommen muss.

Steuergeschenk — Jeder Franken Privateinkommen, den der Staat seinen Bürgern (noch) nicht abknöpft.

Trans* — Gemäss Selbstbeschreibung von Transgender Network Switzerland meint

«Trans*» «die Tatsache», dass ein Mensch sich nicht dem Geschlecht zugehörig fühle, dem er bei Geburt «zugeordnet» wurde. Eine solche Zuordnung erfolgt allerdings nicht durch die böse Gesellschaft, sondern durch die Natur. Den Transgender-Ansatz deswegen als widernatürlich zu bezeichnen, wäre allerdings ein schwerer Verstoß gegen das →Diskriminierungsverbot. Letztes Jahr flog die amerikanische Bürgerrechtsaktivistin und Universitätsdozentin Rachel Dolezal auf, die sich trotz ihrer weissen Herkunft jahrelang erfolgreich als Afroamerikanerin aus-

Was die Haustiere vom Bio-Spleen ihrer Besitzer halten, kann nur erahnt werden.

gegeben hatte. Zur Verteidigung und in Abwandlung von Transgender forderte sie die freie Wahl der Rasse («transracial»), wenn sich ein Mensch nicht der Rasse zugehörig fühlt, der er von Geburt an zugeordnet wurde. Was weitere spannende Anwendungsmöglichkeiten eröffnet, etwa «Trans-Swissness» für Menschen, denen bei Geburt kein Schweizer Bürgerrecht zugeordnet wurde. Im Fall des Buchautors Bruno Dössekker alias

Binjamin Wilkomirski, der sich Mitte der neunziger Jahre als Holocaustüberlebender ausgab, müsste man rückblickend von einem «Transjuden» sprechen.

Unwort — Die Gesellschaft für deutsche Sprache wählte «Gutmensch» zum Unwort des Jahres 2015, da der Vorwurf des Gutmenschentums «Toleranz und Hilfsbereitschaft» pauschal als dumm und weltfremd diffamierte. Zum Wort des Jahres wurde dagegen →Flüchtling erkoren – womit auch klar wird, wo die Unmoral (rechts) und die Moral (links) politisch beheimatet sind.

Veganer — Neue Priesterkaste der Essreligion. Ausdehnung der politischen Korrektheit auf den Speisezettel. Halal für Ökospieser.

Wutbürger — Linksaktivist, der nicht links ist.

Zivilgesellschaft — Momentane Lieblings-selbstbezeichnung des uniformen Justemilieu (siehe auch →Aufstand der Anständigen). Wer eine genauere «Ähm-äh»-Definition von «Zivilgesellschaft» haben möchte, schaut sich auf Youtube an, was die grüne Nationalrätin Sibel Arslan dazu zu stottern hat. ○

Das Erbe des grünen Heinrich

Die Luzerner Zigarrendynastie Villiger ist seit mehr als 125 Jahren erfolgreich im Tabakgeschäft. Als Kaspar Villiger Bundesrat wurde, übernahm der ältere Bruder Heinrich die Firma. Nun tritt er zu seinem letzten Gefecht als Unternehmer an. *Von Florian Schwab und Lukas Lienhard (Bild)*

Wenn Heinrich Villiger durch seine weitläufigen Tabaklager schreitet, dann sind seine Sinne wach wie bei einem Indianer, der in der Wildnis die Witterung aufnimmt. Villiger schnuppert an den aufgestapelten Blättern getrockneten Tabaks, die den typisch ledrig-herben Duft verströmen, der selbst von Nichtrauchern als ausgesprochen angenehm empfunden wird. Seine Finger gleiten über die von ätherischen Ölen glänzende, braungrüne Oberfläche der getrockneten Pflanzen, die schon bald die Deckblätter eines Zigarillos sein werden. Dieser Mann, das merkt man sofort, pflegt ein inniges Verhältnis zu seinen Produkten.

Villigers Welt, das sind die sogenannten anderen Tabakprodukte: alles, was zwar aus Tabak gemacht wird, aber keine Zigarette ist – vom günstigen Zigarillo bis zur teuren Zigarre. Diesen Markt teilen sich weltweit rund zehn Firmen auf. Die Villiger Söhne AG bewegt sich mit einem Jahresumsatz von rund 200 Millionen Franken im Mittelfeld der grossen Akteure. Wer etwas vom Geschäft versteht, der weiss: Am Anfang von Villigers unternehmerischem Erfolg stand seine Liebe zum «Dubak», wie er in seinem Innerschweizer Dialekt sagt.

Im «Stumpenland»

Der Duft von «Dubak» war vermutlich der erste Geruch, den der 1930 geborene Heinrich Villiger im Elternhaus wahrgenommen hat. Villigers Vater Max und dessen Bruder Johann (Hans) führten im luzernischen Pfeffikon eine mittelgrosse Fabrik, die von den Grosseletern Jean und Louise Villiger im Jahr 1888 gegründet worden war. Bereits seit Mitte des 19. Jahrhunderts hatten sich die Region Oberes Wynental (Kanton Aargau) und der nördlichste

Am Küchentisch widmeten sich ganze Familien dem Handwerk des Stumpenrollens gegen Lohn.

Zipfel des Kantons Luzern als «Stumpenland» etabliert. Ausschlaggebend dafür war der Wegfall der Baumwollverarbeitung, des bis anhin beinahe einzigen Erwerbszweigs. Nach dessen Niedergang war die Armut so drückend, dass die Gemeinden ihren jungen Einwohnern einfache Fahrkarten nach Amerika bezahlten.

Bis einzelne Unternehmer eine neue Geschäftsidee aus dem Waadtland in die Region brachten: das Rollen von Stumpen und Zigarren, die sich damals grosser Beliebtheit erfreuten. Diese

Tätigkeit verlangte damals noch nicht den Einsatz von Maschinen, war also wenig kapitalintensiv. Viele Firmen setzten auf Heimarbeit. Sie brachten ihren Arbeitern den Tabak nach Hause, und gewissermassen am Küchentisch widmeten sich ganze Familien dem Handwerk des Stumpenrollens gegen Lohn. Der Grossvater von Heinrich und Kaspar, Jean Villiger, hatte sich als Buchhalter in einer Seetaler Tabakfirma mit dem Geschäft vertraut gemacht und dann, mit einem Kredit seines Arbeitgebers von wenigen tausend Franken, die Firma in Pfeffikon gegründet.



Louise und Jean Villiger, im 19. Jahrhundert.

det. Vierzehn Jahre später starb der Gründer. Seine Frau Louise sollte in den nächsten beiden Jahrzehnten an der Stelle ihres Mannes das junge Unternehmen mit viel Geschick durch schwierige Zeiten manövrieren.

Plötzlicher Tod

Bis heute werden am selben Standort bei Villiger immer noch Zigarren von Hand gefertigt – namentlich die unverwechselbaren «Original-Krummen». Doch die manuelle Fabrikation in der Schweiz hat als Überbleibsel aus der Gründerzeit heute fast nur noch einen folkloristischen Wert. Ihr Geld verdient die Villiger-Gruppe mittlerweile auf der ganzen Welt. Einerseits mit der voll mechanisierten Eigenproduktion von Zigarillos und Zigarren und andererseits mit dem Exklusivvertrieb edler kubanischer Tabakwaren – wir kommen darauf zurück.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, zu den Zeiten von Max Villiger, gab es im «Stumpenland» noch mehrere Dutzend Tabakfirmen, die der Reihe nach eingegangen sind oder übernommen wurden. Heute sind nur noch zwei davon übrig: Dannemann Burger und eben Villiger. Warum hat ausgerechnet Villiger Söhne überlebt?

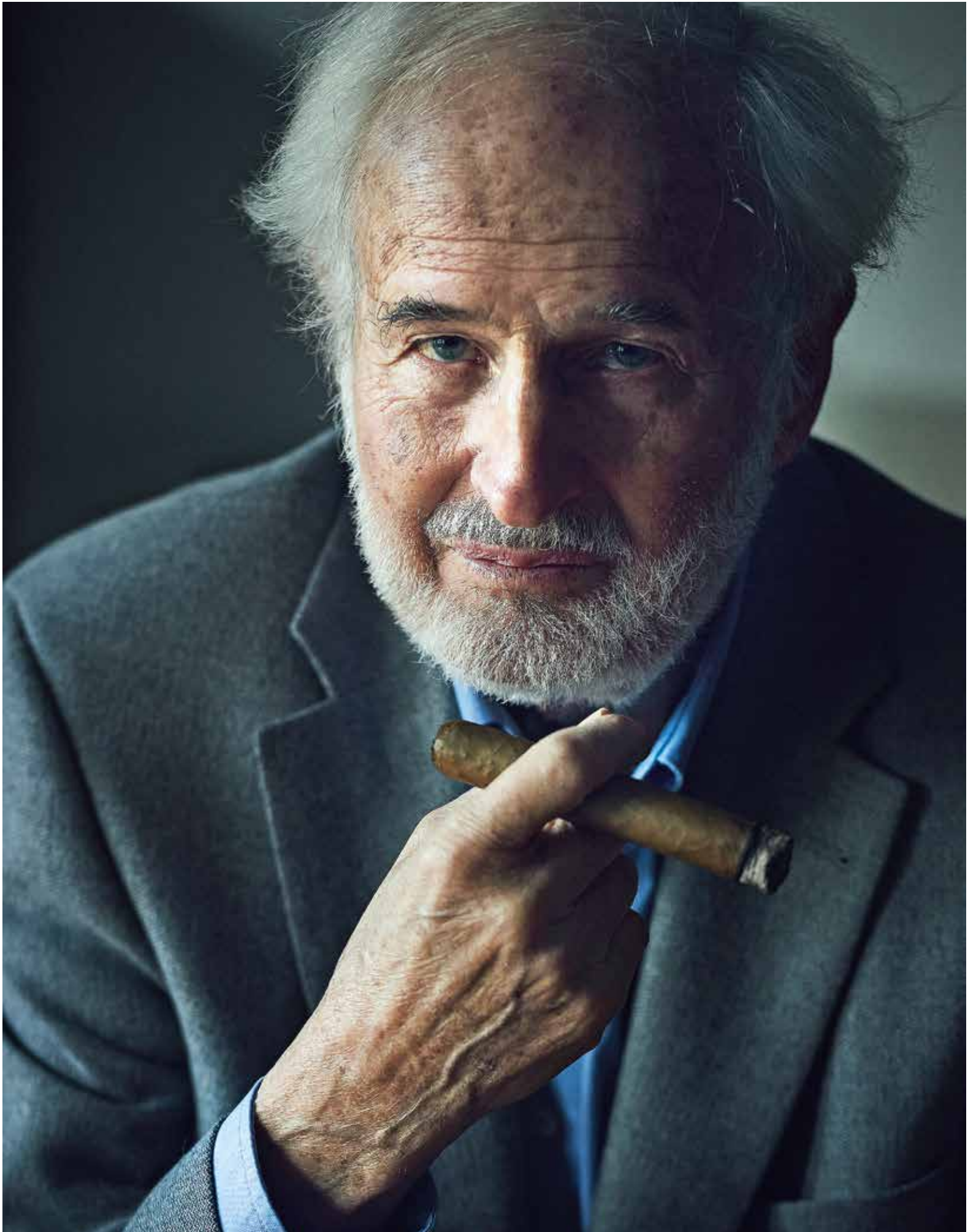
Der ehemalige Bundesrat Kaspar Villiger pflegt mit Stolz zu erzählen, dass sein Vater Max der einzige Tabakfabrikant weit und breit gewesen sei, der in den vierziger Jahren die damalige Tabakkontingentierung offen bekämpft habe. Alle anderen Hersteller hätten sich dankbar in den staatlich regulierten Markt ergeben, sie seien bequem und träge geworden. Als die Kontingentierung dann nach dem Zweiten Weltkrieg wegfiel, setzten sich die Tüchtigsten durch. Zu diesen gehörte der alte Villiger. Doch 1966 verstarb der Unternehmer unerwartet im Alter von 69 Jahren. Von einem Tag auf den anderen, erinnert sich der heutige Firmenchef Heinrich Villiger, seien er und sein Bruder Kaspar allein in der Verantwortung gestanden. Kaspar, der jüngere Bruder, hatte gerade sein Studium an der ETH abgeschlossen und strebte eigentlich eine technische Karriere an.

Fidel Castros Gesandte in Pfeffikon

Den Erstgeborenen Heinrich hatte der Vater unmittelbar nach dessen Handelsmatur in der Romandie in die Firma geholt. «Eigentlich hätte ich auch lieber studiert», erinnert sich Heinrich. Nach einer Ausbildung im Tabakanbau in den USA und in Lateinamerika schickte Vater Villiger seinen Heinrich nach Deutschland, wo die Firma seit frühesten Zeiten in Waldshut-Tiengen eine Produktion betrieb. Diese hatte im Jahr 1910 die Witwe des Firmengründers aufgebaut, als es infolge der deutschen Zollpolitik unmöglich geworden war, nach Deutschland zu exportieren.

Ein paar Jahre vor dem Tod des Vaters, kurz nach dem siegreichen Ende der kubanischen Revolution 1959, trug sich ein folgenschweres Ereignis zu. Eines Tages standen zwei kubanische Handelsreisende auf dem Firmengelände in Pfeffikon und verlangten, den Chef zu sprechen. Sie seien Abgesandte der neuen Regierung von Fidel Castro und hätten Tabak im Angebot.

Heinrich und sein Vater nahmen die Ware in Augenschein und waren «von der Qualität hellauf begeistert», wie sich Heinrich Villiger erinnert. Vor der Castro-Revolution in Kuba waren die Spitzenqualitäten fast ausschliesslich in den US-amerikanischen Markt geflossen. Und nun suchten die Kubaner händeringend nach neuen Absatzmärkten. Max Villiger schlug ein, was sich als eine der klügsten Entscheidungen seines Lebens herausstellen sollte. Denn während das Massengeschäft in den folgenden Jahrzehnten gelegentlich mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, entwickel-



Richtiges Mass an anarchistischer Abenteuer-Ausstrahlung: Unternehmer Villiger.

te sich der Premiummarkt konstant und überaus erfreulich. Im Jahr 1989, nach etlichen Jahrzehnten gedeihlicher Wirtschaftsbeziehungen mit den Kubanern, erhielt Villiger die Gelegenheit, mit dem kubanischen Staatsunternehmen Cubatabaco zwei Exklusivverträge für den Vertrieb der Premiummarken abzuschliessen: einen ersten für Deutschland und später auch einen für die Schweiz. Wer fortan Spitzen-Havannas in diesen beiden Ländern verkaufen wollte, musste diese bei den Gemeinschaftsfirmen beziehen, die Villiger mit den Kubanern eröffnet hatte.

Die deutsche High Society liebt den kultiviert-charismatischen Schweizer Zigarrenmann.

Im deutschen Markt fand Heinrich Villiger seine wahre Berufung und entwickelte sich über die Jahrzehnte, auch dank der Partnerschaft mit den Kubanern, zum bekanntesten Lieferanten edler Zigarren. Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte dieser Markt darnieder gelegen. Zigarren wurden für wenige Pfennige verkauft und galten als miefiges Statussymbol des Kleinbürgers. Gemeinsam mit dem Werbeprofi Michael Conrad, der den «Marlboro Man» mit erfunden hatte, machte sich Villiger daran, das zu ändern: Er gründete die 5th Avenue, ein Handelsgeschäft für führende Luxusmarken. In dem Sortiment erstrahlte die Havannazigarre neu als teures Genussmittel im Luxussegment. Heinrich Villiger wurde zu ihrem bekanntesten Botschafter: Sechs Zigarren täglich liess Villiger zu Spitzenzeiten in Rauch aufgehen.

Anekdoten aus aller Welt

Bald kannte man ihn in den Teppichetagen der wichtigen deutschen Firmen ebenso wie in der Politik. «Heinrich Villiger kam bei den Deutschen unglaublich gut an», erinnert sich der seinerseits aus Deutschland stammende Zolliker PR-Berater Klaus J. Stöhlker, dessen Firma Villiger Söhne AG bis heute berät. Die deutsche High Society liebte den kultiviert-charismatischen Schweizer Zigarrenmann, der als weitgereister Unternehmer immer eine interessante Anekdote aus aller Welt zum Besten geben konnte. Die Liaison zwischen Villiger und den verrufenen Kubanern und die Liebe zu schnellen Autos – Villiger fuhr Ferrari – und Motorrädern (BMW) sorgten für das richtige Mass an anarchistischer Abenteuerstrahlung, welche in diesen Zeiten hervorragend ankam.

Bei aller Liebe zum Genuss blieb Heinrich Villiger als Person bodenständig. Er besitzt seit Jahrzehnten ein grosses landwirtschaftliches Anwesen bei Hohentengen im Südschwarzwald. Zu seinen liebsten Tätigkeiten gehört es, in einem alten Geländewagen über sein Land zu fahren und seine schottischen Hochlandrinder zu bewundern. Villiger



Ungleiches Brüderpaar: Kaspar (l.) und Heinrich Villiger.



Villiger in Mexiko, zirka 2006.

wandte sich von Anfang an gegen das nahegelegene Kernkraftwerk Leibstadt und hegte Sympathien für ökologische Anliegen. Als sein Bruder im Jahr 1989 in den Bundesrat gewählt wurde, schrieb die linke *Wochenzeitung*: «Der grüne Heinrich wäre uns lieber gewesen.» Einer Zeitung gab er damals sogar selbst zu Protokoll, er wünsche sich nicht, dass sein weniger grün angehauchter Bruder das Umweltschutzdepartement bekomme.

Überhaupt waren die Villigers ein ungleiches Brüderpaar an der Unternehmensspitze: Bei Heinrich wurde an Sitzungen selbstverständlich geraucht. Er kam durch sein strahlendes Lachen überall gut an und liebte das Tabakgeschäft. Kaspar hingegen, der Jüngere, rauchte an Sitzungen kaum. Er gilt als der weniger Charismatische und als der Bedächtiger. Als die Tabakindustrie langsam in Verruf geriet, ergriff er die Initiative zum Kauf einer Velofabrik und damit zur Erweiterung der Villiger-Marke. Kaspar verwaltete das beschauliche Schweizer Geschäft und widmete sich



Werbung auf Clay Regazzonis F1-Wagen, 1978.

seiner politischen Karriere, während Heinrich in Deutschland expandierte. Das Jahr 1989 war eine Zäsur für das Unternehmen. In dieses Jahr fällt der Wechsel in die schweizerische Landesregierung von Kaspar. Er hatte sich in der internen Ausmarchung gegen den ewigen freisinnigen Kandidaten, Parteichef Franz Steinegger, durchgesetzt. Der frischgewählte Bundesrat verkaufte dem älteren Bruder seine 50 Prozent Unternehmensanteile. «Das konnte ich nur dank eines vaterländischen Kredits» – Heinrich Villiger lacht sein strahlendes Lachen – «der Luzerner Kantonalbank stemmen.» Zwanzig Jahre lang stotterte er das Darlehen ab. Was an Gewinn übrigblieb, investierte er wieder in die Firma.

Havanna-Verbrennung in Basel

In dasselbe Jahr fällt die Gründung der Gemeinschaftsunternehmen mit den Kubanern durch Heinrich Villiger, dank denen er gewissermassen zum Chefverkäufer von Zigarren aus kubanischer Staatsproduktion wurde.



Geschäftsmann Villiger auf dem Tabakfeld.



Tabakeinkäufer Villiger, Peru in den 60er Jahren.

die Qualität stimme nicht mehr. Davidoff produzierte von da an nur noch in der Dominikanischen Republik. In der Schweiz gab es danach nur noch eine Firma, die exklusiv kubanische Zigarren vertrieb: das Joint Venture von Villiger und einer Genfer Familie mit den Kubanern. Der kubanische Tabak, erklärt Villiger, sei hervorragend. Jedoch seien nach der Revolution viele Plantagenbesitzer mit Saatgut im Rucksack in andere Länder ausgewandert, wo man auch schmackhafte Ergebnisse erziele. Eine kürzliche Neukreation von Villiger ist die brasilianische Marke «Tobajara», die er auch beim Treffen mit der *Weltwoche* raucht.

Krieg gegen das Rauchen

Villigers Geschäftsbeziehung zum Regime Fidel Castros war oft ein diplomatischer Drahtseilakt. In Gemeinschaftsunternehmen mit der kubanischen Regierung wirken auch die Abgesandten von Cubatabaco mit, die nach Hause rapportieren und gelegentlich Knall auf Fall ausgetauscht werden.

Doch Villigers Prinzip, sich nicht in die kubanische Politik einzumischen und seinen Kontakteuten mit Offenheit und Sympathie zu begegnen, überwand alle Krisen. Der Zigarrenfabrikant Heinrich Villiger erregte bis zuletzt nicht einmal den Argwohn der USA, die seit vielen Jahrzehnten ein Embargo gegen Kuba aufrechterhalten. Erst kürzlich fiel der britischen Niederlassung der amerikanischen Supermarktkette Walmart auf, dass die dort äusserst erfolgreich verkauften «Villiger Export»-Zigarren aus kubanischem Tabak hergestellt sind. Trotz Tauwetters zwischen den USA und Kuba nahm Walmart die Marke aus dem Sortiment.

Von der derzeitigen Annäherung zwischen den USA und Kuba erwartet Villiger nicht allzu viel. «Die Kubaner werden ihr System nicht ändern», davon ist er überzeugt. Der Sozialismus sei seinem Wesen nach straff von oben geführt, die Preisgabe dieses Prinzips würde sein Ende bedeuten. Während Heinrich Villiger das kubanische Staatswesen persönlich nicht unkritisch sieht, hat er sich mit öffentlichen Massregelungen stets zurückgehalten. Anders in der Schweiz und in Deutschland: Hier ist er eine äusserst prominente und glaubwürdige Stimme gegen die immer umfassenderen Bemühungen der Weltgesundheitsorganisation WHO, den Tabakkonsum weltweit einzuschränken.

Akribisch verfolgt Villiger die Aktionen seiner Gegnerin, der WHO-Direktorin Margaret Chan, einer drahtigen Hongkong-Chinesin, die vor ein paar Jahren den «Krieg gegen das Rauchen» ausrief. Bei «einer ihrer zahlreichen Konferenzen in einem exotischen Luxusresort» kündigte sie gar an, die Tabakindustrie bis ins Jahr 2040 ausrotten zu wollen. Die stärkste Lobbygrösse in diesem Bereich, er-

klärt Villiger, sei nicht etwa die Tabakindustrie, sondern die «Hunderte Beamte der WHO, die sich irgendwie beschäftigen müssen».

Hoffen auf die Enkel

Bis jetzt ist es Villiger gelungen, seine Genussraucher und seine «other tobacco products» etwas aus der Schusslinie der Politik zu halten. Als die EU auf Anregung der WHO ihre erste Tabakrichtlinie erliess, sollte diese eigentlich die halbe Fläche der Verpackung bedecken. Villiger schickte dem damaligen deutschen Bundeskanzler Gerhard Schröder, einem leidenschaftlichen Cohiba-Raucher, eine edle, überall mit wüsten Warnklebern bepflasterte Zedernholzkiste Zigarren von dessen Lieblingsmarke. Die Intervention wirkte offenbar, und die EU-Regelung für die Zigarren fiel weniger streng aus als ursprünglich geplant.

Doch mittlerweile ist die zweite Tabakdirektive der EU verabschiedet, die deutlich strenger als ihre Vorgängerin ist. In der Schweiz will der Bundesrat ähnliche Regelungen mit dem sogenannten Tabakproduktegesetz erlassen. In etlichen Interviews und Artikeln wendet sich Villiger gegen dieses Vorhaben, das Gesundheitsminister Alain Berset (SP) kürzlich ans Parlament überwiesen hat. Die Chancen, das Gesetz zu bodigen, sind intakt.

Seit 2002 ist das Tabakgeschäft wieder die exklusive Domäne von Villiger. Den Ausflug in die Velo-Welt beendete der Firmenchef im Jahr 2002 mit dem Verkauf der Velosparte an die amerikanische Trek Bicycle. Zuvor hatte er sich mit der Übernahme der Diamant Fahrradwerke in der ehemaligen DDR beinahe verkalculiert. Kurzzeitig sank nach diesem Aderlass der Gruppenumsatz auf gut 100 Millionen Franken, die Zahl der Beschäftigten auf rund 800. Heinrich Villiger, damals schon über siebzig, führte von da an auf der Grundlage seiner geliebten Tabakpflanze einen betriebswirtschaftlichen Grosseffort herbei, in dessen Zuge sich der Umsatz fast verdoppelte und die weltweite Zahl der Mitarbeiter zuletzt auf 1500 stieg.

Wie geht es weiter mit dem Unternehmen, wenn der bald 86-jährige Villiger nicht mehr wie bisher in der Welt herumreisen kann, um die Aktivitäten seines «Mini-Multis» zu koordinieren? Kürzlich gab die Firma Villiger bekannt, dass Heinrich die operative Firma an Robert Suter, den ehemaligen Konzernchef der Conzzeta-Gruppe von Jacob Schmidheiny, abgeben wird. Keines von Villigers vier Kindern ist im Tabakgeschäft. Seine Hoffnungen ruhen derzeit auf der Enkelgeneration, die noch in Ausbildung ist. Immerhin scheint es in der Familie einen Konsens zu geben, das Unternehmen behalten zu wollen. «Ich will nicht, dass unser Lebenswerk verhackstückt wird», sagt der Patron resolut und nimmt, wie zur Bekräftigung, einen tiefen, genussvollen Zug von seiner Villiger «Tobajara». ○



Währung

Wertvolle Souveränität

Für eine auf Dauer angelegte Anbindung des Frankens an den Euro ist die Euro-Zone gegenwärtig bei weitem nicht vertrauenswürdig und stabil genug. Die Schweiz ist gut beraten, ihre Geldpolitik autonom weiterzuführen.
Von Ernst Baltensperger

Wäre es sinnvoll, wenn sich die Schweiz einem grossen Währungsraum anschliessen oder gar den Euro anstelle des Frankens fest übernehmen würde? Solche Ideen hört man heute im Umfeld von Frankenstärke und wirtschaftlicher Unsicherheit wieder häufiger. Der Franken sei sonst immer wieder grossen und schädlichen Spekulationswellen ausgesetzt, und echten Handlungsspielraum habe die Schweizerische Nationalbank (SNB) ohnehin kaum mehr. Ironischerweise ist es heute die Schwäche der Euro-Zone, die manche zu dieser Meinung bewegt. Früher, während der Aufbauphase der Europäischen Währungsunion und unmittelbar nach ihrer Errichtung, war es umgekehrt der vermeintlich zu erwartende Erfolg der neuen gesamt-europäischen Währung, der viele zum Urteil führte, der Franken habe keine Zukunft mehr. Das hat sich, wie wir heute wissen, nicht bewahrheitet.

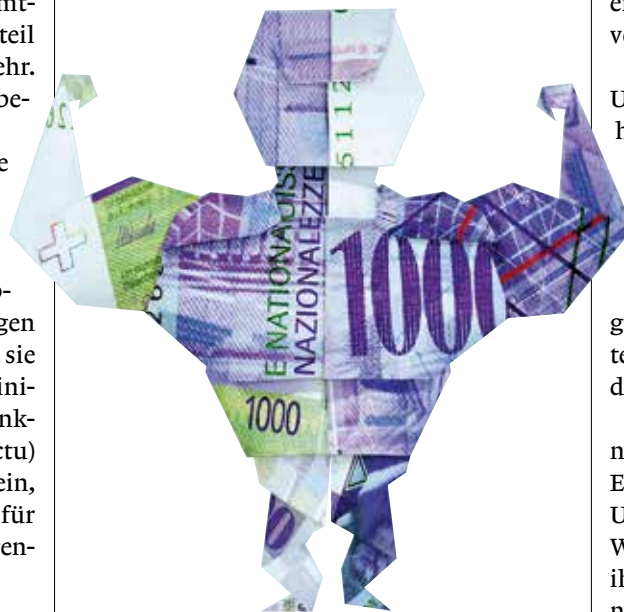
Tatsächlich bringen fixe Wechselkurse und einheitliche Währungsräume grosse Vorteile mit sich, solange sie reibungslos funktionieren. Die Schweiz hat in ihrer Geschichte sowohl mit fixen wie mit flexiblen Wechselkursen ausgedehnte Erfahrungen gesammelt. Im 19. Jahrhundert gehörte sie lange einer Währungsunion an, der Lateinischen Münzunion, zusammen mit Frankreich, Belgien, Italien und (horribile dictu) Griechenland. Man müsste aber ein Narr sein, um nicht zu erkennen, dass die Chancen für ein erfolgreiches Festkurssystem in der Gegenwart minim sind.

Hohes Spannungs- und Unruhepotenzial

Fixkurssysteme setzen voraus, dass ihre Hauptakteure willens sind, eine gegenseitig konsistente Geldpolitik zu betreiben – also durch eine Einigung auf gemeinsame Vorstellungen von den Möglichkeiten, Zielen und Verfahren der Geldpolitik –, sollen sie funktions- und überlebensfähig sein. Sie bedingen letztlich eine Verständigung über den monetären Bereich hinaus auf gewisse gemeinsame Werte wie die Verpflichtung zu fiskalischer Stabilität und zu offenen, flexiblen Märkten. Fehlende Bereitschaft, diese Bedingungen zu respektieren, führt zur Entstehung langfristig unhaltbarer internationaler Ungleichgewichte und zu Bestrebungen, das System über ad-

ministrative Eingriffe zu stabilisieren, sei es über Handelsbehinderungen und Kapitalverkehrskontrollen, sei es über den Aufbau internationaler Transferprogramme. Ein System wird damit mit der Zeit zwangsläufig ökonomisch und politisch labil.

Fixkurssysteme können dann ein hohes Spannungs- und Unruhepotenzial entfalten. Die Schweiz hat dies historisch mehrfach schmerzlich erfahren, besonders ausgeprägt in den Wirren der Zwischenkriegszeit und erneut in der Endphase des Festkurssystems von Bretton Woods vor und nach 1970. Die Schweiz hat gelernt, dass ein Leben mit schwankenden Kursen unter solchen Bedingungen das klei-



Optimale Ausnutzung der Spielräume.

nere Übel darstellen und ein Regime flexibler Wechselkurse die attraktivere Alternative sein kann. Sind zuverlässige, international breit verankerte Überzeugungen und Verpflichtungen auf eine Stabilitätsgemeinschaft nicht erreichbar, ist es besser, mit den von Zeit zu Zeit möglichen Turbulenzen eines Systems schwankender Wechselkurse zu leben als mit den Gefahren eines unglaublichen «scheinkoordinierten» Systems.

Für eine auf Dauer angelegte Anbindung des Frankens kann als Partnerwährung ernsthaft nur der Euro in Frage kommen. Doch dazu ist die Euro-Zone gegenwärtig bei weitem

nicht vertrauenswürdig und stabil genug. Die Schweiz ist daher gut beraten, ihre Geldpolitik autonom weiterzuführen. Autonomie heisst nicht, dass die Schweiz eine Geldpolitik führen könnte, wie wenn sie eine einsame Insel wäre. Aber sie bedeutet, dass man die Entscheidungsfreiheit behält, in welcher Form und wieweit man auf Änderungen des externen Umfelds reagiert. Dieser Spielraum ist wertvoll. Dass Abhängigkeiten bestehen, auf die man Rücksicht nehmen muss, ändert daran nichts. Die optimale Ausnutzung dieses Spielraums ist die grosse Herausforderung der gegenwärtigen Geldpolitik der SNB. Zentral ist dabei für mich, dass man zwar kurzfristig flexibel reagieren kann, aber darob die eigenen Prinzipien und Ziele langfristig nicht vergisst.

Ein besonders hohes Gut bleibt in diesem Umfeld die monetäre Souveränität: Geldhoheit und Währung sollten klar im nationalen Rechtssystem verankert bleiben. Die Gefahren und Risiken, die mit der voreiligen Abgabe monetärer Souveränität an eine gemeinschaftliche Ebene verbunden sind – ohne vorherige glaubwürdige Einigung auf gemeinsame politische und ökonomische Werte –, werden durch die gegenwärtigen Wirren der Euro-Zone illustriert.

Der Vergleich mit der Lateinischen Münzunion des 19. Jahrhunderts ist dabei erhellend. Eine Abgabe monetärer Souveränität an die Unionsebene fand damals nicht statt. Die Währungen der Teilnehmerländer blieben in ihrer Definition und gesetzlichen Grundlage national verankert. Es handelte sich lediglich um eine internationale Vereinbarung zur gemeinsamen Übernahme eines bestimmten Währungssystems (damals jenes Frankreichs). Ein Austritt und die Rückkehr zu einem abweichenden währungspolitischen Kurs waren grundsätzlich jederzeit möglich und vergleichsweise einfach vollziehbar – ganz anders als in der heutigen Währungsunion in Europa.

Einmal aufgegeben, ist monetäre Souveränität nur mit hohen Kosten wieder zurückzugewinnen.

Ernst Baltensperger ist emeritierter Professor der Universität Bern und ständiger Gastprofessor an der Universität Luzern.

Maulkorb statt Dialog

In Volketswil predigt ein umstrittener und konservativer Imam. Obschon der Marokkaner kein Hassprediger ist, wurde ihm vom Islamischen Zentrum ein Sprechverbot gegenüber der Presse auferlegt.
Von Kurt Pelda

Der Muezzin ist auch der Hauswart des Iman-Zentrums in Volketswil. Er steht in der Vorhalle des Gotteshauses und ruft mit seiner schönen Stimme zum Mittagsgebet. «Kommt zum Gebet, kommt zum Heil.» Das lichtdurchflutete Iman-Zentrum ist die grösste Moschee der Deutschschweiz. «Iman» lässt sich aus dem Arabischen mit «Glaube» übersetzen.

Im Vergleich mit einigen schmuddeligen Moscheen in Industrievierteln des Zürcher Umlands fällt in Volketswil das völlige Fehlen salafistischer Hetzschriften auf. «Wir tolerieren weder Politik in unserer Moschee noch Missionierungsbestrebungen», sagt Daniel Ibrahim Kientzler, Sprecher und Stiftungsratsmitglied des Islamischen Zentrums Volketswil. «Wenn zum Beispiel ein Mitglied des Islamischen Zentralrats Schweiz (IZRS) bei uns beten möchte, ist er willkommen wie jeder andere Muslim auch. Aber er darf hier nicht für den IZRS Werbung machen.»

«Die Religion gehört nicht mir»

Ins Gerede gekommen ist die Moschee, weil hier seit etwa einem Jahr ein marokkanischer Imam predigt, der in Zürich ein alter Bekannter ist. Youssef Ibram war viele Jahre Imam der Zayed-Moschee an der Zürcher Rötelstrasse. Dieses Gotteshaus konnte nur dank einer Finanzspritze aus den Vereinigten Arabischen Emiraten realisiert werden. Seine Ursprünge reichen aber viel weiter zurück, und zwar zur Islamischen Gemeinschaft in der deutschsprachigen Schweiz, zu deren Gründern der bekannte Schweizer Nazisympathisant und Judenhasser Achmed Huber gehörte.

Er könne nicht gegen die Steinigung sein, diese Strafe gehöre zum islamischen Recht, zitierte die westschweizerische Ausgabe der *Coop-Zeitung* Ende 2004 Youssef Ibram. Es ging um die Strafe für Ehebruch. Wegen dieses Zitats musste der Imam seine Stelle in Zürich aufgeben. Später schränkte der Marokkaner seine Aussage ein und sagte, sie sei aus dem Zusammenhang gerissen worden. Dem *Blick* erzählte er, dass er persönlich gegen die Steinigung sei, und zwar absolut. Ausserdem verwies Ibram auf die 24. Sure im Koran. Dort steht geschrieben, dass es für den Beweis des Ehebruchs vier Augenzeugen brauche. Es sei also gar nicht möglich, die Strafe anzuwenden. Interessanterweise ist in besagter Sure nirgendwo von Steinigung die Rede, sondern «nur» von hundert Peitschenhieben für «die Unzüchtige und den Unzüchtigen», also für Frau und Mann.



«Allah ist grösser»: Imam Youssef Ibram.

Ein anderes Zitat im *Blick*-Interview von damals beleuchtet die Denkhaltung Ibrams sehr gut: «Ich sagte, ich könne mich nicht gegen die Fundamente und Regeln unserer Religion stellen. Denn sie gehört nicht mir, sondern Gott. Wenn er die Fundamente seiner Religion revidiert, gilt das auch für mich. Tut er das nicht, kann ich das auch nicht.»

Ibram wird zu den Anhängern der vor allem in Nordafrika verbreiteten malikitischen Rechtsschule des Islam gezählt – dies, obwohl er in Saudi-Arabien studiert hatte und lange an der von Saudi-Arabien finanzierten grossen Moschee von Genf predigte. In Saudi-Arabien ist die hanbalitische Rechtsschule tonangebend, eine extrem konservative Richtung.

Gegner des IS

Hinter Ibram haben sich im Gebetsraum inzwischen rund dreissig Gläubige und ein kleiner Bub aufgereiht. Der Imam spricht «Allah ist grösser» ins Mikrofon, und die Betenden verbeugen sich in Richtung Mekka. Oben im ersten Stockwerk sind Kinder zu hören. Dort gehen die Frauen vor Allah auf die Knie. Sie sind wie in den allermeisten Moscheen dieser Welt strikt von den betenden Männern getrennt. Ibram ist konservativ, wenn es um die Auslegung des Korans geht. Er wird zur Reform des in der Schweiz praktizierten Islam nichts beitragen.

Das ist bedauerlich, weil das die Verständigung zwischen Muslimen und Nichtmuslimen nicht weiterbringt. Dennoch kann man Ibram nicht als Hassprediger bezeichnen. Er lehnt Gewalt gegen Zivilisten ab und ist ein ausgesprochener Gegner der Terrororganisation Islamischer Staat (IS). Und er fordert seine Anhänger auf, das in der Schweiz geltende weltliche Recht zu befolgen, wie Sprecher Kientzler erklärt.

Leider hat der Stiftungsrat dem Imam ein Sprechverbot gegenüber der Presse auferlegt. Man befürchtet wohl, Ibram könne sich wieder verplappern und einen Aufschrei der Empörung auslösen. So ist es nicht möglich, aus dem Mund des Predigers zu hören, wie dieser zum Beispiel über Musik, Rauchen, Schwule, Juden oder Gewalt denkt. Über den letzten Punkt gibt ein Plakat Aufschluss, das in einem Wechselrahmen in einer Ecke des Gebetsraums steht. Dort ist nachzulesen, dass Krieg erlaubt sei, wenn es um die Verteidigung von sich selbst, des Islam oder der «zu Unrecht Vertriebenen» gehe. Der letzte Punkt ist wohl in Bezug auf die von den Israeli vertriebenen Palästinenser zu verstehen. «Wie wohl alle Muslime sind wir gegen den Zionismus und die israelische Siedlungspolitik», präzisiert Sprecher Kientzler. «Trotzdem gilt es, einen Juden mit Kippa und Schläfchenlocken zu respektieren.» ○

Ein Lügner und seine Komplizen

Mit ungewohnt deutlichen Worten hat das Bundesgericht den Schuldspruch gegen den Polizisten Roger Bobillier wegen Willkür in allen Punkten aufgehoben. Für den Familienvater kommt die Rehabilitation vier Jahre zu spät: Das Gerichtsverfahren hat seine Existenz bereits ruiniert. *Von Alex Baur*

Wir haben es im vorliegenden Fall nicht mit einem Freispruch «in dubio» zu tun, also nicht mit einem plausiblen Verdacht, der sich vor Gericht nicht rechtsgenügend beweisen liess. Das kürzlich ergangene Urteil des Bundesgerichtes im Fall von Roger Bobillier führt vielmehr zum klaren Schluss: Der Stadtpolizist aus Schlieren ZH ist den plumpen Falschanschuldigungen eines geistig angeschlagenen, notorischen Lügners zum Opfer gefallen. Und es erscheint im Rückblick unbegreiflich, dass die Justiz fast fünf Jahre brauchte, um dies zu erkennen – ja dass überhaupt je Anklage erhoben wurde aufgrund einer grotesken Schauergeschichte, die sich weder durch Zeugen noch Sachbeweise stützen liess.

Dazu muss man wissen: Das Bundesgericht beschränkt sich in der Regel auf rechtliche Fragen und mischt sich eher selten und nur zurückhaltend in die Beweiswürdigung der kantonalen Richter ein. Erst recht selten sind Urteile, in denen das höchste Gericht, wie im Fall Bobillier, eine ganze Kette willkürlicher Zirkelschlüsse und Widersprüche rügt. Formell geht die Sache damit zur Neubeurteilung zurück ans Zürcher Obergericht. Doch nach dem vernichtenden Verdikt aus Lausanne dürfte der Freispruch nur noch eine Formsache sein. Bobillier hat trotzdem wenig

In seltener Klarheit weist der Fall auf einen Systemfehler bei der Zürcher Strafjustiz hin.

Grund zum Jubeln, seine berufliche Existenz ist längst ruiniert. Vor einem Scherbenhaufen steht allerdings auch die Zürcher Justiz.

Das Unheil nimmt seinen Anfang am 24. Juni 2011. Polizist Bobillier wird zusammen mit einem Kollegen in einen Schrebergarten an der Ifangstrasse gerufen, wo Markus H., ein stadtbekannter Trinker und IV-Rentner, einen hochbetagten Mann niedergeschlagen hat. Nach dem Eintreffen der Polizei legt sich der Streit, das Opfer des Angriffs verzichtet auf eine Strafanzeige gegen den Randständigen. Die Ordnungshüter stellen allerdings fest, dass Markus H., der sie aufs Übelste beschimpft, unangemeldet und illegal im Schrebergartenhäuschen lebt. Sie erteilen ihm deshalb eine Ordnungsbuss von 70 Franken, welche sie korrekt verbuchen. Für Bobillier und seinen Kollegen ist es eine alltägliche Bagatelle, die er bald wieder vergisst.

Erst Monate nach dem Vorfall erfahren die Polizisten, dass Markus H. Strafanzeige gegen sie erstattet hat. Gemäss seiner Version sollen sie den IV-Renter in dessen Hütte gesperrt, zehn Minuten lang verprügelt, gefoltert, ausgeraubt und hernach mit dem Polizeiauto durch den Feierabendverkehr gejagt haben. Diese Geschichte klingt nicht nur zu fantastisch, um wahr zu sein. Es gibt auch keinen Sachbeweis, der sie irgendwie stützen könnte. Die einzigen direkten Zeugen – drei Nachbarn, welche, nur wenige Meter von der ringhörigen Hütte entfernt, auf einer Gartenbank in der Sonne sassen – haben nichts bemerkt, was auf die angebliche Folterorgie oder auf den Beginn einer Verfolgungsjagd hätte hindeuten können. Zwar stellte ein Arzt vier Tage nach dem Vorfall diffuse Verletzungen bei Markus H. fest, doch ausser ihm selber weiss niemand, wo und wie er sich diese zugezogen hat (*Weltwoche* Nr. 23/14, «Im Zweifel gegen die Polizei»).

Rudimentär untersucht...

Das Versagen der Zürcher Justiz nimmt seinen Anfang bei der für überlange Verfahren berüchtigten Staatsanwaltschaft I «für besondere Untersuchungen». Ein Jahr geht ins Land, bis Staatsanwalt Andrej Gnehm die beschuldigten Polizisten erstmals befragt. Die beiden können sich nur noch vage an Markus H. erinnern. Danach ruht der Fall wieder ein Jahr lang. Gnehm macht sich die Sache leicht: Nach ein paar rudimentären Abklärungen erhebt er die wilde Geschichte, die der Randständige bei den Einvernahmen von einem Zettel abgelesen hat, zur Anklage. Die offenen Drohungen des Markus H. gegen die vermeintlichen Prügel Polizisten («Schicken Sie mir nur eine Knarre, und ich lege die beiden um») übersieht der Staatsanwalt geflissentlich.

... und rudimentär begründet

Das Versagen der Justiz nimmt seinen Fortgang im Dezember 2013 beim Bezirksgericht in Dietikon, welches unter dem Vorsitz von Richter Stephan Aeschbacher (SP) die Anklage in einem Aktenprozess zum Urteil erhebt. Die Begründung ist rudimentär. Aussage steht gegen Aussage, die Richter glauben dem Randständigen einfach mehr als den Polizisten. Ihnen wird zum Verhängnis, dass sie sich nur noch schemenhaft an den inzwischen zweieinhalb Jahre zurückliegenden Vorfall erinnern können: Die Richter betrachten das als Ver-

schleierungsversuch. Die von einem Zettel abgelesenen Aussagen des Markus H., welcher Schmerzensgeld in Millionenhöhe fordert, erscheinen ihnen glaubhafter.

Recherchen der *Weltwoche*, welche die Verurteilten entlasten, lösen namentlich in Polizeikreisen Unmut aus. Im Berufungsverfahren holt das Obergericht auf Druck der Verteidigung die zuvor versäumten Beweiserhebungen nach. Es werden nun insbesondere auch die Vorakten des gerichtsnotorischen Markus H. beigezogen. Dabei stellt sich heraus, dass der psychisch angeschlagene und mehrfach vorbestrafte IV-Rentner schon in früheren Verfahren getrickst, gelogen und Polizisten mit falschen Anschuldigungen und Drohungen eingedeckt hat. Psychiatrische Gutachten attestieren ihm wahnhaftige und schizoide Züge.

Gesichtswahrung der SP-Richter

Doch statt die Übung abzubrechen, erfinden die Oberrichter Daniel Bussmann (SP), Marco Ruggli (ehemals aktiver SP-Politiker) und Philippe Ernst (SP/VPOD) eine neue Tatversion (*Weltwoche* Nr. 40/15, «Blinder Fleck in der Genossenkammer»). Im Berufungsurteil vom Juni 2015 – inzwischen liegt der Vorfall vier Jahre zurück – streichen sie aus den Anschuldigungen von Markus H. einfach alles weg, was der Randständige offenkundig erfunden hat. Übrig bleiben ein Fusstritt, ein verstauchter Finger sowie das unerlaubte Betreten des Schrebergartens. Gemessen an den ursprünglichen Vorwürfen, sind das Petitessen, doch diese reichen für einen Schuldspruch, für eine saftige Kostenaufgabe – und damit für die vermeintliche Gesichtswahrung der Justiz in einem mittlerweile prominenten Fall.

Das Genossen-Trio stützt sich im Wesentlichen auf drei Indizien: einen zerrissenen Bussenzettel, den erwähnten Arztbericht sowie die Aussage eines Kumpels von Markus H., der vor Obergericht plötzlich auftauchte und behauptete, Markus H.s Verletzungen gesehen zu haben. Wie das Bundesgericht nun festhält, lässt sich aus diesen Indizien nichts Nachteiliges gegen die beiden Polizisten ableiten. Dass sie den Bussenzettel zerrissen hätten, um Spuren zu vernichten, die Schnipsel Markus H. dann aber trotzdem aushändigten, ermangele jeglicher Logik (naheliegender wäre, dass der Randständige die bei ihm gefundene Quittung in seiner Wut selber zerfetzte). Es ist sodann nicht nachvollziehbar, warum die diffusen, vier Tage nach dem Vor-



Opfer eines von Anfang an zynischen Verfahrens: ehemaliger Stadtpolizist Bobillier.

fall festgestellten Verletzungen von den beiden Polizisten verursacht worden sein sollen (ebenso gut hätten sie von der Rangelei mit dem betagten Nachbarn oder von einer anderen Schlägerei herrühren können).

Die von Markus H. zur Herkunft seiner Blessuren «gelieferten Erklärungen» sind nach Ansicht der Bundesrichter im vorliegenden

Kontext «völlig abwegig». Es gehe nicht an, aus einer insgesamt unglaubwürdigen Schilderung jene Punkte herauszupicken, die nicht widerlegt werden können. Das Obergericht, das bei der Auslegung der Indizien jede alternative Deutung ausschloss, sei einem Zirkelschluss erlegen. Bei den Polizisten sei auch kein Motiv ersichtlich. Für den notorischen

Polizistenhasser Markus H., der sich wie erwähnt ein Schmerzensgeld in Millionenhöhe erhoffte, gab es dagegen einen starken Anreiz für seine Falschanschuldigungen.

Die Rehabilitation der beiden Polizisten hat nur einen Haken: Sie kommt viel zu spät. Nach jahrelanger Freistellung erhielt Roger Bobillier am 24. Dezember 2015 die definitive Kündigung seitens der Stadt Schlieren (der mitbeschuldigte Kollege hatte den Dienst früher quittiert und einen Job in der Privatwirtschaft gefunden). Die Entlassung des Familienvaters zu Weihnachten war gleichsam der Höhepunkt eines von Anfang an zynischen Verfahrens. Markus H., der nachweislich gelogen und gemäss Recherchen der *Weltwoche* sogar Zeugen bedroht hatten, blieb derweil völlig unbehelligt. Augenreißend fragt man sich: Wie ist es nur möglich, dass sich die Justiz von einem Irrläufer derart an der Nase herumführen lässt?

Im Zweifel gegen den Angeklagten

In seltener Klarheit weist der Fall Bobillier auf einen Systemfehler bei der Zürcher Strafjustiz hin. Gemäss einem noch unter der Regie von Justizdirektor Markus Notter (SP) und Oberstaatsanwalt Andreas Brunner erlassenen Rundschreiben gilt die Devise: «Im Zweifel wird Anklage erhoben». Diese faktische Umkehr der Unschuldsvermutung sollte den Interessen der Opfer besser Rechnung tragen. Das mag edel erscheinen, hat aber eine Tücke: Wer

Für den Polizistenhasser gab es offensichtliche Anreize für seine Falschanschuldigungen.

Opfer und wer Täter ist, wissen wir bestenfalls am Ende des Verfahrens, zumal wenn Aussage gegen Aussage steht und Beweise fehlen. Tatsächlich befreit die Regelung die Staatsanwälte nur von der höchst unangenehmen Pflicht, in diffizilen Fällen Stellung zu beziehen und die Verantwortung zu übernehmen.

Die Falschanschuldigung (Art. 303 StGB) gilt – zumindest in der Theorie – als schweres und feiges Verbrechen, das mit bis zu zwanzig Jahren Gefängnis bestraft werden kann. Und es wird öfter begangen, als man denkt (*Weltwoche* Nr. 35/10, «Tatwaffe Sexualstrafrecht»). In der Praxis riskieren die Täter so gut wie nichts. In der Schweiz hat eine Falschanschuldigung höchstens eine bedingte Warnstrafe zur Folge, sofern es überhaupt zu einer Anklage kommt. Auch gegen den gewohnheitsmässigen und aktenkundigen Lügner Markus H. wurde kein Verfahren eröffnet. Statt das Verbrechen zu verfolgen, machten sich Staatsanwalt Gnehm und die Zürcher Richter-Genossen damit zu willfähigen Komplizen eines notorischen Lügners. Tiefer kann ein Gericht wohl kaum mehr fallen. ○

Schlachtenführer statt Parteisoldat

Bernd Schildger gilt in Bern als Paradiesvogel. Nach fast zwanzig Jahren als Direktor des Tierparks Dählhölzli drängt der gebürtige Deutsche für die SVP in die Stadtregierung. Dass er dort fügsam die Linie seiner Partei vertreten würde, ist kaum vorstellbar. *Von Alex Reichmuth und Fabian Unternährer (Bild)*



«Niveaulosigkeit der Empörungsgesellschaft»: Zoodirektor Schildger.

«Ich ecke überall an, das ist mein Prinzip.» Es gibt einige typische Sätze von Bernd Schildger, die philosophisch klingen und gleichzeitig irritieren. Ein anderer Satz ist: «In der Berner Stadtregierung wäre ich kein Parteisolat, sondern ein Schlachtenführer.»

Schildger eckt immer wieder an, und Schlachten hat er schon manche durchgestanden. Vor zwei Jahren fegte ein Shitstorm über ihn hinweg, nachdem zwei junge Bären im Tierpark Dählhölzli hatten eingeschlafert werden müssen. Die Bärenbabys waren von ihrem Vater im Spiel derart schwer malträtiert worden, dass sie keine Überlebenschancen hatten. Bernd Schildger hatte als Direktor des Tierparks zuvor entschieden, das Männchen nicht von den Jungtieren zu separieren, um der Bärenfamilie «ein normales Leben wie in der Natur» zu ermöglichen. Nun hagelte es Proteste aus der ganzen Welt. Zehntausende Menschen unterstützten einen Aufruf, den Berner Tierpark zu boykottieren.

Die damaligen Reaktionen verärgern Schildger noch heute. Sie zeugen seiner Meinung nach von der «Niveaulosigkeit der Empörungsgesellschaft». Den Entscheid, die Bärenfamilie nicht zu trennen, hält er nach wie vor für richtig. Dass der Bärenvater seine Jungen tödlich verletzt habe, sei aus menschlicher Sicht sicher tragisch gewesen, sagt Schildger. «Für Bären aber ist ein solches Ereignis normal.» Allgemein stemmt sich der habilitierte Veterinärmediziner gegen ein allzu menschengepprägtes Verständnis der Natur. Diese sei kein Ort der Idylle. Sterbende Tiere gehörten dazu und sollten nicht wegretouchiert werden, um das Gemüt des Menschen nicht zu stören, meint Schildger.

«Der letzte Hort der Vernunft»

Die idealisierten Vorstellungen von Tieren sind für ihn Ausdruck der Entfremdung der modernen Gesellschaft von der Natur. Es sei Aufgabe eines Zoos, hier für Abhilfe zu sorgen. «Ein Zoo ist der letzte Hort der Vernunft im Umgang mit Tieren», sagt der Dählhölzli-Chef. Ein Zoo müsse Menschen ermöglichen, wilde Tiere zu erleben, wie sie sind. Ziel müsse es sein, dass das Tier ins emotionale Bewusstsein der Besucher dringe. «Idealerweise kommt man aus dem Zoo als besserer Mensch heraus.»

Seit 1997, als der frühere Vizedirektor des Frankfurter Zoos nach Bern kam, wirkt er im Dählhölzli auf eine möglichst naturnahe Tierhaltung hin. Die bekannteste Veränderung ist die Transformation des Bärengrabens in einen Bärenpark. Die Bären an der Aare vis-à-vis der Altstadt sind als Wahrzeichen der Stadt dem Tierpark Dählhölzli angeschlossen. Jahrzehntlang lebten die Tiere in einer Art Grube aus Beton. 2009 aber siedelte der Zoo unter der Führung von Bernd Schildger die Bären in einen kleinen Park an der Böschung des Flusses aus, wo sie weit tiergerechter leben können.

«Mehr Platz für weniger Tiere» heisst das Motto, das Schildger dem ganzen Tierpark verpasst hat. Nach seinen Plänen sollen bald weniger als 200 Tierarten zu sehen sein. Noch in den 1990er Jahren gab es etwa 350 Tierarten im Dählhölzli.

Aufgewachsen ist Bernd Schildger in Hessen. Zuerst lernte er Elektromechaniker, bevor er sich der Veterinärmedizin zuwandte. Dass er zu den Tieren gefunden habe, sei – wie so vieles im Leben – Zufall gewesen, sagt der heute Sechzigjährige. «Ein Freund von mir führte ein Zoogeschäft. Ich war oft dort und habe mich jeweils gefragt, warum so viele Tiere sterben.» Er habe sich dafür interessiert, wie man Tiere behandeln könne. Ein Studium der Tiermedizin habe nahegelegen.

Schreiberisches Talent

Wer Schildgers fast zwanzigjähriges Wirken in Bern verfolgt hat, weiss, dass er auch für andere Berufslaufbahnen begabt gewesen wäre. Denn der Zoodirektor fällt durch Vielseitigkeit auf. So bewies er in seinen Kolumnen in der *Berner Zeitung* nicht nur schreiberisches Talent, sondern auch philosophischen Tiefgang. In einer dieser Kolumnen liess er seine Fiktivfiguren Albert und Rösli über Getriebenheit und Musse nachdenken. Anlass war die Pensionierung eines Kollegen des Paares. Der «pensionierte Bruno [...] möchte noch etwas Sinnvolles tun», sagt Albert: «Man braucht doch Ziele im Leben, oder?» Rösli hält dagegen: «Und in dieser ganzen Gehetztheit von Ziel zu Ziel hat man gar keine Zeit für den Weg. Der rast vorbei. Und zum Schluss stellt man fest, dass das Leben vorbei ist.» Durch Nichtstun verliere man nicht etwa Zeit, sinniert Rösli, sondern gewinne Zeit für sich selbst.

Die Kolumnen schreibt Schildger seit zwei Jahren nicht mehr, und auch mit seinem Job als Zoodirektor soll es bald vorbei sein. Es drängt ihn in die Berner Stadtregierung, den Gemeinderat. Im Januar hat er seine Kandidatur bekanntgegeben. Einbürgern lassen haben er und seine Familie sich schon vor ein paar Jahren. «Ich bin ein Fan der Schweizer Demo-

«Es gab Reaktionen, etwa, ob ich geisteskrank sei, zur SVP zu gehen.»

kratie geworden», sagt Schildger. Denn der grosse Vorteil der Schweiz sei ihr Wille zum ständigen Disput. «So ist garantiert, dass die Regierenden nicht den Kontakt zum Volk verlieren.» Das entspreche ihm sehr. «Ich selber hinterfrage ja auch immer alles.» Kritische Töne waren von ihm schon zu hören. Das politische Klima in der Schweiz sei «rabiater» geworden, sagte Schildger in einem früheren Presseinterview, es habe sich den deutschen Verhältnissen angenähert. Das bedaure er.

Ist es nicht ein Widerspruch, dass er der SVP beigetreten ist und ausgerechnet für diejenige Partei in die Stadtregierung will, die weitherum für das rabiater Klima in der Politik verantwortlich gemacht wird? Schildger ist gefasst auf kritische Nachfragen zu seiner Parteiwahl. «In meinem Umfeld gab es Reaktionen, etwa, ob ich geisteskrank sei, zur SVP zu gehen», gibt er zu. «Aber einige Leute sagten mir auch, die SVP sei genau das Richtige für mich.» Er habe sich für diese Partei entschieden, weil sie «das Primat des selbstverantwortlichen Menschen» hochhalte. «Die SVP hat im Gegensatz zu anderen Parteien nicht zum Ziel, sich in alle privaten Dinge einzumischen und am Ende selbst das Rückwärtsfahren zu verbieten.» Selbstverantwortung müsse auch für Mitarbeiter der staatlichen Verwaltung gelten, betont Schildger. «Denn die Aufgabe der Verwaltung ist zu dienen. Sie hat nie einen Selbstzweck.» So halte er es auch als Angestellter der städtischen Verwaltung. «Ich habe den Tierpark noch nie als meine Spielzeugeisenbahn gesehen.»

Aber klar sei: Er widerspreche der SVP, wenn er es für nötig halte. Schildger liefert einige Kostproben. Der Stil der Partei störe ihn bisweilen tatsächlich. «Ich fand etwa den Umgang der SVP mit ihrem früheren Bundesrat Samuel Schmid, der nicht immer auf Parteilinie politisiert hat, daneben.» Denn es sei ein völlig normaler Vorgang, dass sich ein Politiker ein Stück weit von seinem Parteibuch verabschieden müsse, wenn er in die Landesregierung komme.

Widmer-Schlumpf war «verdammt gut»

Die Frage drängt sich auf: Wie beurteilt Schildger das Wirken von Eveline Widmer-Schlumpf im Bundesrat, die als SVP-Mitglied gegen den Willen der Partei gewählt und bis zu ihrem Rücktritt von deren Exponenten leidenschaftlich gehasst worden ist? «Ich finde, Widmer-Schlumpf hat ihren Job verdammt gut gemacht», sagt Schildger. Dass die Schweiz unter ihrer Regentschaft das Bankgeheimnis preisgegeben hat, störe ihn zwar auch, sei aber weniger Widmer-Schlumpf als Person anzulasten. «Die Schweiz war ja ganz allgemein ziemlich flott im Nachgeben», relativiert er.

Als Parteisolat kann man sich den philosophierenden Zoodirektor in der Tat nicht vorstellen. Die SVP machte gerade deshalb mit seiner Kandidatur einen cleveren Schachzug. In letzter Zeit hatten Kandidaten der Volkspartei für die Regierung in der links dominierten Stadt jeweils wenig Chancen. Doch Schildger gilt in Bern als «bunter Paradiesvogel» und ist ein Querkopf, der unabhängig bleiben wird. Das könnte ihn bei vielen Wählern sympathisch machen. Ein Spasskandidat ist er jedenfalls nicht. «Ich bin zwar kein Fan von Wahlversprechen», meint Bernd Schildger. «Aber ich sichere zu, dass ich in der Stadtregierung mit ganzer Kraft für Bern kämpfen würde.» ○

Süpertürk

Der türkische Präsident Erdogan hat die Europäer da, wo Türken sie am liebsten sehen: in der Rolle devoter Bittsteller. Doch sein Triumph ist hohl. Von Wolfgang Koydl

Er war schon damals einer der bekanntesten Politiker der Türkei, aber auf den Beobachter wirkte Recep Tayyip Erdogan ungelenkt, fast schüchtern. «Seine Augen sind eigentlich viel zu offen für jemanden, der im Haifischbecken türkischer Politik überleben will», notierte der Autor dieser Zeilen nach seiner ersten Begegnung mit dem Mann, der die Metropole Istanbul als Bürgermeister erfolgreich geführt hatte und gerade aus dem Gefängnis entlassen worden war, wo er vier Monate wegen «Volksverhetzung» abgesessen hatte. Das war Ende 1999, und weil Erdogan jede politische Betätigung verboten worden war, schien seine Karriere beendet zu sein, bevor sie richtig begonnen hatte.

Schüchternheit kann man Erdogan heute nicht mehr nachsagen. Der Präsident der türkischen Republik platzt geradezu vor Selbstbewusstsein und Machtfülle. Innere Gegner – eingebilddete wie echte – lässt er gnadenlos verfolgen, egal, ob es sich um kurdische Guerilleros handelt, kritische Zeitungsredaktoren oder Halbwüchsige, die auf dem Smartphone über ihn lästern.

Erdogans Befreiungsschlag

Jegliche Kritik betrachtet er als Majestätsbeleidigung. Wie einst Süleyman der Prachtige tritt er auch im Ausland auf mit einer aggressiven, neo-osmanisch genannten Aussenpolitik. Allerdings hat er damit deutlich weniger Erfolg als der mächtigste Sultan des Osmanischen Reiches. Aber immerhin die Europäer hat Erdogan da, wo selbstbewusste Türken Europäer schon immer haben wollten: in der Rolle devoter Bittsteller.

Anhand des Migrantendeals mit der Europäischen Union ist Erdogan ein Befreiungsschlag geglückt, der die Pannen der letzten Monate in Vergessenheit geraten lässt: Ankaras Syrien-Politik liegt in Scherben? Das Verhältnis zu den USA ist fast so zerrüttet wie jenes zu Russland? In den Städten Ostanatoliens herrscht wieder Krieg gegen die Kurden, derweil die Zentren Ankaras und Istanbuls von Terrorbomben zerfetzt werden? Die Wirtschaft schmiert ab, und die Unzufriedenheit der Türken nimmt zu? Egal, alles egal. Denn nun tanzen die hochnäsigen Europäer nach seiner Pfeife: Recep Tayyip Süpertürk.

Dass Angela Merkel zweimal kurz hintereinander zu ihm nach Ankara kommen musste und dort mit einer Herablassung behandelt wurde, die der Sultan für eine in Ungnade gefallene Haremskonkubine reserviert hätte, kam beim ein-

fachen Volk zwischen Edirne und Erzurum sogar noch besser an als die Visafreiheit, die Erdogan für die Einreise in die EU herausgeschlagen hat. Das neue Selbstbewusstsein wurde schon im vergangenen November deutlich, als ein griechisches Medium die Mitschrift eines Treffens des Präsidenten mit dem EU-Duo Jean-Claude Juncker und Donald Tusk veröffentlichte. «Wir haben Sie in Brüssel wie einen Prinzen behandelt», lamentierte der EU-Kommissions-Präsident. «Wie einen Prinzen?», fragte Erdogan spöttisch zurück. «Natürlich, ich repräsentiere kein Drittweltland.»

Viermal so gross wie Versailles

Der Begriff «Prinz» ist in Erdogans Augen vermutlich fast eine Beleidigung. Er scheint sich selber eher als Padschah zu sehen, als neo-osmanischen Sultan. Ak Saray, sein neuer Präsidentenpalast, ist viermal so gross wie Versailles, zeugt aber von deutlicher Geschmacksverirrung. Das beginnt bei den goldenen Prunksesseln, vor denen ausländische Gäste zurückprallen wie vor einem elektrischen Stuhl, und endet noch lange nicht bei der Freitreppe, auf der sich Erdogan einst zur Belustigung in- und ausländischer Beobachter mit bunt kostümierten türkischen Kriegern aller Epochen postierte. «Game of Thrones» war noch der harmloseste Spott.

Bei aller zur Schau gestellten Überheblichkeit spricht aus Erdogans Worten und Handlungen gleichwohl ein tiefer Minderwertigkeitskomplex, den der Staatschef mit seinem Volk teilt. Einerseits fühlte man sich den so nahen und zugleich so fernen Europäern immer überlegen: Die moderne türkische Armee gedenkt grosser turkstämmiger Feldherren wie Dschingis Khan, Attila und Tamerlan, die Geisseln Europas waren. Erinnert Erdogan an die Eroberung des christlichen Konstantinopel

Reformen waren fast immer Eliteprojekte einer europäisch geprägten Oberschicht.

1453 durch Sultan Mehmet den Eroberer oder an die Belagerungen Wiens durch die Osmanen, geht vielen Türken das Herz auf. Selbst Staatsgründer Mustafa Kemal Atatürk, der seine widerstrebenden Landsleute auf den Weg nach Europa zwang, liess eine seiner Adoptivtöchter, die Historikerin Afet, schreiben: «Der erhabenste und erste zivilisierte Volkstamm der Menschen sind die Türken.»



«Wie ein Prinz?»: Präsident Erdogan in Ankara.

Andererseits wussten Sultane und Staatspräsidenten, Paschas und Premierminister schon immer um die Überlegenheit der Europäer. Vor allem im militärischen, im wirtschaftlichen und im technologischen Bereich nistete sich stets ein Gefühl der Ohnmacht ein. Die Tanzimat-Reformen (1839–1876), die Bewegung der Jungtürken an der Schwelle zum 20. Jahrhundert, Atatürks Zwangsreformen und die Bemühungen, die Aufnahmebedingungen für die EU zu erfüllen, zeugen von der letztlich meist erfolglosen Suche nach Anerkennung als gleichberechtigter Partner.

Erschwerend kam hinzu, dass Reformen fast immer Eliteprojekte einer europäisch geprägten Oberschicht waren. Die grosse Masse der anatolischen Bauern und Händler stellte man vor vollendete Tatsachen, egal, ob sie wollten oder nicht. Meistens wollten sie nicht. Deshalb symbolisiert kaum jemand die



Ambivalenz des Verhältnisses zu Europa so gut wie Erdogan, denn er verkörpert einen doppelten Minderwertigkeitskomplex: jenen der Türken gegenüber Europa und jenen der türkischen Unterschicht gegenüber der Elite.

In der eigenen Partei nicht unumstritten

Mit Erdogan und seiner Gerechtigkeitspartei (AKP) ist zum ersten Mal in der türkischen Geschichte das anatolische Herzland an die Macht gekommen: die tiefgläubigen Kleinbürger aus Konya, Kayseri und Karaman. Vorher lagen Macht, Geld und Einfluss überwiegend in den Händen von Familien, die sich viel auf ihre Herkunft aus den europäischen Ländern des Osmanischen Reiches einbildeten: Bosnien, Albanien, Serbien, Bulgarien.

Erdogan hat diese alte Oberschicht entmachtet, und sie hat ihm diesen Machtverlust

nie verziehen – also die Armee und hohe Beamte in Staat und Justiz, einflussreiche Verlagshäuser und grosse Unternehmer sowie die kritische Intelligenz. Hier trifft man traditionell die türkischen Euro-Turbos, die Befürworter einer Annäherung an Europa und eines Beitritts zur EU. Diese europhile Elite fühlt sich nun verraten von einem Europa, das so eilfertig seine Werte über Bord wirft, um sich bei einem Autokraten wie Erdogan anzubiedern.

Ob Erdogan und seine Anhänger das Ziel einer EU-Mitgliedschaft wirklich teilen, ist offen. Letztlich ist es ohnehin egal. Wenn sie ehrlich sind, wissen die meisten Türken, dass Europa sie nie akzeptieren wird. Und weil sie stolz sind, geniessen sie nun die Schwäche Europas umso mehr.

Aber der Triumph ist letztlich hohl. Er wird die Türkei nicht weiterbringen, sondern sie eher Sympathien kosten. Das erkennt man

mittlerweile auch in Erdogans AKP. Selbst hier ist der Parteigründer nicht mehr unumstritten. «Erdogan ist zunehmend auch in seiner eigenen Partei isoliert», meinte der Kolumnist Salih Caydi. «Viele halten ihn für untragbar.» Man rechne ihm seine Verdienste in der Vergangenheit zwar hoch an, aber viele meinten, dass er dem Land mittlerweile mehr schade als nütze.

Mit seinem «Sieg» über die EU hofft der Präsident auch, sein Ansehen bei kritischen Parteigenossen zu stärken. Immer mehr politische Beobachter bezweifeln freilich, dass ihm das dauerhaft gelingen wird. Erdogan mag von der Machtfülle eines osmanischen Sultans träumen, aber er übersieht, dass selbst deren Machtfülle nie absolut war. Auch der Herrscher über die Gläubigen konnte über Nacht Macht, Thron und oft sogar sein Leben verlieren. Gestürzt wurde er von seinen engsten Vertrauten. ○

Auf Gedeih und Verderb

Ob sie es wollen oder nicht: Die EU und die Türkei sind aufeinander angewiesen. Nur ist Staatspräsident Recep Tayyip Erdogan nicht der geeignete Partner.

Von Udo Steinbach

In Sachen Wanderung verbindet Deutschland und die Türkei eine lange Geschichte. Hunderte von herausragenden Geistern, die in Deutschland aus politischen oder rassistischen Gründen verfolgt wurden, fanden in der Türkei nach 1933 Aufnahme. Ein Kuriosum: Die Universität Istanbul galt während der NS-Zeit als beste deutschsprachige Universität. Bis heute ist das akademische und kulturelle Leben in der Türkei nachhaltig von dieser Wanderung geprägt.

Mit Beginn der sechziger Jahre setzte die grosse Welle der Wanderung von der Türkei nach Deutschland ein. Sie war ganz anderer Art; Licht und Schatten lagen über ihr. Aber nach mehr als einem halben Jahrhundert fällt die Bilanz positiv aus: Menschen mit Wurzeln in der Türkei sind Teil des Alltags im politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Leben Deutschlands. Mit keinem anderen Land sind die Beziehungen Deutschlands derart durch den menschlichen Faktor bestimmt.

Der «Migrantendeal» vom 18. März 2016 wiederum hat eine andere Dimension. Die Migranten sind in diesem Fall nicht Deutsche oder Türken. Es sind Menschen, die aus der Nachbarschaft der Türkei und Europas kommen. Angesichts der Wucht der Bewegung sehen sich beide Seiten im selben Boot: Wie kann der Strom kanalisiert werden? Wie können Humanität und das Interesse an der Erhaltung der gesellschaftlichen Stabilität der Türkei und Europas in Einklang gebracht werden? Und schliesslich: Können aus der Vereinbarung langfristig neue Impulse für die Fortentwicklung der türkischen Beziehungen zur EU erwachsen? Die Wiederaufnahme von Beitrittsverhandlungen ist ja Teil des «Deals».

Halbheiten und Ausflüchte

Das wäre in der Tat dringend nötig – wenn denn die Beteiligten dies wirklich wollten. Und da sind Zweifel berechtigt. Seit das Assoziierungsabkommen, das auch die Perspektive einer Mitgliedschaft zur Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) enthält, 1963 geschlossen wurde, ist die Geschichte der Beziehungen voller Halbheiten und Ausflüchte. Richtig in Fahrt kamen die Gespräche erst 2005. Mit einer Reihe von Reformen hatte der Chef der Partei für Gerechtigkeit und Entwicklung (AKP), der damalige Ministerpräsident Recep Tayyip Erdogan, den Weg für wirkliche Verhandlungen frei gemacht. Aber während Ankara entschlossen schien, den Weg weiter-

zuverfolgen, und eine EU-Mitgliedschaft hohe Zustimmung in der türkischen Öffentlichkeit erhielt, klang es aus europäischen Hauptstädten verhalten: In Berlin war die Rede von einer «privilegierten Partnerschaft», in Paris von einem «Referendum» über die Mitgliedschaft. Dass man verhandelte und mithin der Türkei tiefgreifende politische Veränderungen auferlegte, zugleich aber die Mitgliedschaft in Frage stellte, muss den selbstbewussten Ministerpräsidenten gestört haben.

Dieser hatte mit den Jahren auch zwei Trümpfe in der Hand, die die Ausgangslage veränderten: eine aufstrebende Wirtschaft und die Öffnung der Aussenpolitik zu der islamischen Nachbarschaft des Landes. Hatte die kemalistische Staatsideologie islamische Frömmigkeit in den privaten Bereich zurückgedrängt, wurde sie nunmehr als Teil der Identität der Türken öffentlich herausgestellt. Das ebnete den «anatolischen Tigern», das

Ankara muss erkennen, dass der «post-osmanische» Ansatz seiner Aussenpolitik gescheitert ist.

heisst den islamisch geprägten Unternehmern aus dem anatolischen Kernland der Türkei, den Weg auf die Märkte. In der Aussenpolitik boten Erdogan und sein Aussenminister Davutoglu den islamischen Ländern die Türkei als Modell auch ihrer eigenen Entwicklung an. Beobachter haben das als «neo-osmanisch» bezeichnet. Europa geriet mehr und mehr aus dem Blickfeld. Dort freilich war man darüber nicht beunruhigt; verlor doch die kontroverse Perspektive EU ihre Dringlichkeit.

Innenpolitisch leistete der Ministerpräsident mit der Niederschlagung der Proteste im Gezi-Park in Istanbul im Sommer 2013 einen Offenbarungseid. Die Proteste richteten sich gezielt gegen Bauvorhaben der Regierung; die Brutalität der Niederschlagung aber liess die Entschlossenheit erkennen, jede Form von Opposition zu unterdrücken. Ob Korruptionsvorwürfe, Kritik in den Medien, Proteste auf der Strasse, Petitionen für mehr Demokratie – unter dem Vorwurf der Beleidigung des Staatspräsidenten (Erdogan wurde im August 2014 in das Amt gewählt) oder jener der Unterstützung von Terrorismus wurden Massnahmen ergriffen, die die Demokratie und die Rechtsstaatlichkeit in der Türkei dramatisch ausgehöhlt haben.

Immer wieder macht Erdogan seither die Einmischung des Auslands – auch der EU – verantwortlich für Proteste, Widerstand und was er sonst für Fehlentwicklungen hält. Anlässlich eines Besuchs in St. Petersburg im November 2013 bat er Präsident Wladimir Putin, die Türkei vor den Unbilden des Verhandlungsprozesses mit der EU zu bewahren und Ankara behilflich zu sein, der Schanghaier Organisation für Zusammenarbeit beizutreten.

Autokratische Praktiken

Was bleibt von den Beziehungen zwischen der Türkei und der EU? Waren die Jahre der Verhandlungen nach 2005 für die EU nur eine lästige Übung und für Ankara nur ein taktisches Forum, um eine mögliche neuerliche Intervention seitens des Militärs im Namen des Laizismus zu verhindern? Wie immer dem gewesen sein mag: Allein die Tatsache, dass der Deal in der Flüchtlingsfrage – bei all seinen Fragwürdigkeiten – zustande gekommen ist, lässt erkennen, wie sehr beide Seiten aufeinander angewiesen sind. Ankara muss erkennen, dass der «post-osmanische» Ansatz seiner Aussenpolitik gescheitert ist: Die Türkei kann eine wirkliche politische Rolle in ihrer Nachbarschaft nur spielen, wenn sie fest an den Westen angebunden ist – mit Blick auf die Zukunft sind das nicht mehr die USA, sondern die EU. Und in Brüssel muss die Einsicht reifen, dass Europa die Türkei braucht, wenn es um die langfristige Neugestaltung seiner Nachbarschaft und die Schaffung lebenswerter Bedingungen geht.

Aus diesen Erkenntnissen einen Neuanfang in den Beziehungen zu machen, dürfte prinzipiell gegenwärtig für die EU leichter sein als für Ankara. Andererseits kann Brüssel nicht aus tagespolitischem Interesse die demokratischen Grundlagen verraten, auf denen die Gemeinschaft beruht. Diese aber zu akzeptieren, dürfte dem türkischen Präsidenten nicht leichtfallen, der sich tief in autokratische Praktiken verstrickt hat. Er ist heute Teil des Problems, nicht der Lösung. Das Angebot der EU an die Türkei, die Beitrittsverhandlungen wiederaufzunehmen, muss mit dem Hinweis an die türkische Staatsführung verbunden sein, die eigene Verfassung zu respektieren. Und gemäss dieser ist nicht der Staats-, sondern der Ministerpräsident Chef der Exekutive. Vielleicht findet diese Botschaft Gehör.

Udo Steinbach leitete von 1976 bis 2007 das angesehene Deutsche Orient-Institut in Hamburg und lehrte an der Philipps-Universität in Marburg.



Identität der Türken: Bosphorus-Brücke während des Istanbul-Marathons, 2015.

Türkei

Lahmer Tiger

Die Wirtschaft geht schweren Zeiten entgegen. Aber es gibt einen Retter: die EU.

Einst galt die Türkei als Wirtschaftswunderland. Das Haushaltseinkommen verdreifachte sich von 2002 bis 2012. Der wichtigste Grund war die Liberalisierung privater Darlehen. Vor der Ära der Regierungspartei AKP lag die Verschuldung der privaten Haushalte bei wenigen Prozent. Jetzt sind es mehr als 50 Prozent. Die Verschuldung war Triebfeder des Wachstums. Aber seit einigen Jahren stößt sie an ihre Grenzen. Daher ist auch das Wirtschaftswachstum abgesunken. Für 2016 prognostiziert die Weltbank 3,2 Prozent.

Aber allein um der wachsenden Bevölkerung Jobs zu bieten, müsste die Wirtschaft um mindestens 3,5 Prozent jährlich wachsen. Dabei erfassen die Statistiken noch nicht einmal die Folgen der jüngsten Terrorangriffe. Sie treffen den Tourismus hart: Die Besucherzahlen sind seit Jahresanfang um 20 Prozent zurückgegangen. Es ist eine doppelte Katastrophe, denn Russlands Entscheidung, Charterflüge und Pauschalreisen in die Türkei zu verbieten, wird in der Urlaubssaison voll durchschlagen. Experten erwarten einen Effekt auf die Gesamtwirtschaft in Höhe von einem Prozent des BSP. Auf die Prognose der Weltbank bezogen, würde das bedeuten: nur 2,2 Prozent Wachstum im 2016. Ausländische Direktinvestitionen könnten das ausgleichen, aber deren Volumen stürzte in der Wirtschaftskrise 2008/09 ab und hat das Niveau von 2007 (22 Mrd. US-Dollar) nie wieder erreicht (2014: 12,5 Mrd.). Besserung ist nicht in Sicht, weil Investoren davon ausgehen, dass Erfolg zunehmend von guten politischen Kontakten abhängt, also langfristig nicht berechenbar ist.

Das alles birgt politischen Sprengstoff. Denn der Terror, der neuentflammte Kurdenkonflikt und die Angst der Investoren sind teilweise Folgen der Regierungspolitik. Die AKP und Präsident Erdogan galten als Garanten für Stabilität und Wohlstand. Nun stehen sie für Krisen und Arbeitslosigkeit. Jetzt will die Regierung mehr für soziale Leistungen ausgeben. Das kostet Geld. Doch Rettung ist in Sicht. Die (vorerst) sechs Milliarden Euro, die die EU der Türkei im Migrantendeal geben will, könnten die Verluste in der Tourismusbranche zum Teil ausgleichen. Vorerst wird sich die türkische Wirtschaft also noch durch die raue See kämpfen können.

Boris Kálnoky



US-Wahlen

Wie links ist Donald Trump?

Nebst den schrillen Angriffen und Hassparolen vertritt der republikanische Präsidentschaftskandidat Donald Trump Positionen, die vom Demokraten Bernie Sanders stammen könnten.

Von Andi Gross

Wäre Donald Trump wirklich bloss der «Zwillingsbruder» von Christoph Blocher, wie der in die Jahre gekommene Achtundsechziger Daniel Cohn-Bendit in einem Interview mit dem *Tages-Anzeiger* zum Besten gab, müssten wir uns nicht weiter um ihn kümmern. Blocher, ursprünglich auch kein Fan der Anti-Minarett-Initiative, hat noch nie einen Einreisestopp für Muslime gefordert. Londons Bürgermeister Boris Johnson wäre für ein Treffen mit Blocher gewiss jederzeit zu haben; zu Trump meinte er aber: «Der einzige Grund, warum ich nicht in gewisse Gegenden New Yorks gehen würde, ist die echte Gefahr, auf Donald Trump zu treffen.»

Trumps Rassismus, seine Fremdenfeindlichkeit, seine Erbarmungslosigkeit gegenüber den Sans-Papiers, den elf Millionen Bewohnern der USA ohne Aufenthaltsgenehmigung, sein Antintellectualismus, seine Neigung zur Verunglimpfung Andersdenkender, sein Machismo berlusconischer Dimensionen, seine Egomane, seine Allmachtsfantasien, sein Glaube an das Geld, den Reichtum, die absolute Macht des Stärkeren, das Schlechtmachen all dessen, was in Washington beschlossen wird, sein Populismus (viel mehr eine Diskursform als eine inhaltliche Position), seine Kritik an den etablierten Medien, deren er sich aber gut zu bedienen versteht, und sein Hass auf Präsident Barack Obama unterscheiden ihn in keiner Weise von seinen wichtigsten republikanischen Mitbewerbern um die Präsidentschaft: Jeb Bush, Marco Rubio und Ted Cruz. In dieser Hinsicht waren alle vier einander sehr ähnlich. Trumps drei Mitbewerber – überlebt hat von ihnen bis heute nur noch Cruz – begannen sich bezeichnender- wie paradoxerweise erst dann von Trumps rhetorischer und manifester Gewaltbarkeit zu distanzieren, als dessen Durchbruch nicht mehr aufzuhalten war. Dies sagt uns viel über die gegenwärtige politische Kultur in den USA.

Unamerikanischer Nationalismus

Doch ein besonderes Erkennungsmerkmal der republikanischen Bewegung oder eine Erklärung für Trumps Triumphe ist diese nationalchauvinistische Aggressivität nicht. Im Gegenteil, sie wurde durch die Tea-Party-Bewegung, eine republikanische Reaktion auf den Wahlsieg Obamas vor acht Jahren, salon- bezie-

hungsweise mainstreamfähig gemacht. Auf deren Woge kamen 2010 Rubio (für Florida) und 2012 Cruz (für Texas) in den Senat, verkehrten sich bis 2014 die Mehrheitsverhältnisse im Senat und im Repräsentantenhaus vollständig zuungunsten von Obamas Demokraten. Die Tea-Party-Bewegung als Plattform für eine erfolgreiche republikanische Präsidentschaftskandidatur wurde daher nur von einem einzigen Republikaner, dem Gouverneur von Ohio, John Kasich, in Frage gestellt.

Selbst Trumps Hauptlogan «Make America Great Again!» («Macht Amerika wieder gross!») ist übrigens weder neu noch besonders amerikanisch. So meinte der sich selbst als sehr links einstufende spätere französische

Wirtschaftsminister Arnaud Montebourg im Moment seines relativen Erfolgs (18 Prozent) bei der sozialistischen Kandidatenkür in der französischen «Tagesschau» von Antenne 2 auf die Frage, was denn seine Priorität wäre als Staatspräsident: «Il faut restaurer la grandeur de la France» («Die Grösse Frankreichs muss wiederhergestellt werden»). Das brachte denn auch die *New York Times* auf die interessante These, dass Trumps Nationalismus vergleichsweise unamerikanisch sei und an Traditionen erinnere, die eher in Europa beobachtet werden könnten. Trump und Montebourg sprechen je eine Nation an, die sich subjektiv im Niedergang empfindet, die vergangener Bedeutung und Einzigartigkeit nachtrauert.



Weit links des republikanischen Mainstreams: Präsidentschaftskandidat Trump.

Bei Trump kommt noch die Aktivierung eines subtilen Subtextes hinzu: Er beschwört ein Amerika herauf, dem die unterprivilegierten weissen Männer nachtrauern, das es aber nie gegeben hat.

Doch dies alles kann Trumps Triumph in zwei Dritteln der Bundesstaaten, in denen sich die Bürgerinnen und Bürger bisher zur Auswahl der Kandidaten äussern konnten, noch nicht erklären. Ebenso wenig den enormen Widerstand gegen Trump innerhalb des republikanischen Establishments. Und schon gar nicht die Warnung der am meisten links politisierenden aller demokratischen Senatorinnen, der früheren Professorin Elizabeth Warren aus Massachusetts, die Demokratische Partei solle Trump nicht unterschätzen: «Die Wahl zwischen Trump und Hillary Clinton am 9. November ist alles andere als schon gewonnen», mahnte sie. «Er ist viel gefährlicher für uns, als sich die meisten von uns Demokraten bewusst zu sein scheinen.»

Warren nannte im Interview mit dem *Boston Globe* die wichtigste von mindestens vier Positionen, welche sich bisher als Trumps Trümpfe erwiesen haben und für die breite Basis sorgten, die er bei vielen Wählern und bei etwas weniger Wählerinnen fand, und die allen anderen Repu-

blikanern fehlte: «Neben all dem Hass, der Fremdenfeindlichkeit und dem Ärger redet er auch von einigen wichtigen wirtschaftlichen Missständen, und zwar anders als alle anderen Republikaner.» Warren nannte insbesondere Trumps Ansicht, dass Hedge-Fund-Manager ihre Gewinne genauso versteuern sollten wie andere ihr Einkommen, dass das entsprechende Gesetz aus den dreissiger Jahren also endlich geändert werden sollte. Von den anderen Präsidentschaftskandidaten verlangt dies nur der linke (Sozial-)Demokrat Bernie Sanders.

Heiligtümer des Establishments

Ähnlich kritisch wie Sanders sieht Trump die Freihandelsabkommen mit China, Mexiko, Japan oder Südkorea, die er für den Verlust von Millionen anständig bezahlter Arbeitsplätze verantwortlich macht. Er verspricht, all diese Abkommen entweder aufzukündigen oder neu und besser auszuhandeln. Alternativ dazu würde er neue Importzölle erheben beziehungsweise Investitionen im Ausland steuerlich besonders belasten. Damit stellt Trump eine Politik in Frage, die zu den Heiligtümern des demokratischen und republikanischen Establishments gehört.

Zweitens positioniert sich Trump auch sozialpolitisch weit links des republikanischen Mainstreams. Er ist kein Gegner von Abtreibungen. Er will die im europäischen Vergleich bescheidene Sozialhilfe nicht in Frage stellen. Und vor allem wehrt er sich auch nicht grundsätzlich gegen die Einrichtung einer Krankenversicherung. Selbstverständlich will er es besser machen als Präsident Obama, mit mehr Markt und weniger bundesstaatlichem Protektionismus – doch er stellt das Prinzip nicht in Frage, wie dies seine von der Tea Party geprägten und getriebenen Mitbewerber tun.

Drittens spart Trump wiederum als Einziger neben Sanders nicht mit Kritik an der korrupten Wahlkampf- und Politikfinanzierung. Er mokiert sich sogar über den Lobbyismus, dem er früher als Baulöwe und Siedlungsentwickler selber gefrönt hatte. Die Lobbyisten hätten aber viel zu viel Einfluss in Washington, würden dort für die Verwirklichung von Sonderinteressen sorgen und seien deshalb zurückzudrängen. Dann preist Trump jeweils seinen grossen Reichtum, der es ihm erlaube, seinen Wahlkampf selber zu finanzieren, und der garantiere, dass er der «Main Street» statt der «Wall Street» folge und keine Scheu habe, deren Privilegien abzuschaffen.

Und viertens kratzt Donald Trump als einziger Republikaner am Tabu George W. Bush und kritisiert dessen Intervention im Irak. Ganz offen und mitten im Wahlkampf bezeichnete er ihn im militärfreundlichen Bundesstaat South Carolina als «Lügner». Der Einmarsch im Irak sei ein grosser Fehler gewesen, habe die ganze Region nachhaltig destabilisiert und mit den Taliban, al-Qaida und dem Islamischen

Staat jene fanatischen Milizen geschaffen, die bis heute die Welt terrorisierten. Entsprechend isolationistisch ist Trumps Folgerung. Er wendet sich gegen die Vorstellung von den USA als Weltpolizist, möchte weniger militärische Eskapaden, stellt sogar die Nato in Frage und wünscht, dass die Saudis, die Europäer und andere Nationen deutlich mehr für die sicherheitspolitischen Dienstleistungen bezahlen, welche die USA erbringen.

Mit diesen wirtschafts-, sozial-, staats- und sicherheitspolitischen Brüchen mit der republikanischen Doktrin und den entsprechenden linken Anleihen schuf Trump eine eigene Marke, die bei vielen nichtprivilegierten Männern jeglicher Hautfarbe sehr gut ankommt. Er trifft dabei im Land auf weitverbreitete Haltungen, Einstellungen und Stimmungen, die von der offiziellen Politik völlig unterschätzt worden sind. Es sind notabene genau jene Stimmungen, die auch den Erfolg von Bernie Sanders erklären. Sie machen den Ausgang einer möglichen Ausmarchung zwischen Donald Trump und Hillary Clinton weit offener, als dies vielen Europäerinnen und Europäern bewusst zu sein scheint.

Andi Gross ist Politikwissenschaftler. Er war SP-Nationalrat (1991–2015) und sitzt seit 1995 im Europarat. Gross weilte sieben Wochen in den USA und sah in sieben Bundesstaaten sämtliche Präsidentschaftskandidaten mehrmals live. www.blog.andigross.ch



Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)
www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum 

Antwortalon

WK-PT-WW-CHde

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagstüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:
VZ VermögensZentrum AG, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich



Befreiung von Kanarienvögeln: konservativer Bürgermeister-Kandidat Zac Goldsmith.

Ein bunter Haufen

London sucht einen neuen Bürgermeister. Kronfavoriten sind ein grüner Konservativer und ein roter Muslim. Begleitet wird die Wahl von schrillen Vögeln – Kiffern, Autofeinden, Unterwäschefetischisten und einem ergrauten Popstar, der für geplagte Tiere Partei ergreift. *Von Rolf Hürzeler*

Das Programm dieser Partei ist zwar eintönig, aber allgemein verständlich. Die «Cannabis ist sicherer als Alkohol»-Partei Cista will mit Lee Harris das Londoner Bürgermeisteramt erobern. Der Aktivist und Hanflädelibesitzer weiss dank langjähriger Erfahrung, wofür er kämpft, denn der lange Arm des Gesetzes störte ihn immer wieder beim friedlichen Paffen. Harris ist 79-jährig.

Die Wahrscheinlichkeit, dass die Metropole London demnächst zu einem grossartigen Kifferklub wird, ist gering. Denn das Rennen am 5. Mai wird einer der beiden Kandidaten der grossen Parteien, der Konservativen und Labour, machen. Der Multimillionär Zac Goldsmith, 41, will seinen Parteifreund und jetzigen Amtsinhaber Boris Johnson beerben. Er kämpft gegen Sadiq Khan, 45, einen bekennenden Muslim und Rechtsanwalt kleiner Leute. Die beiden Männer stehen für zwei Sei-

ten der britischen Gesellschaft: wohlhabende Bürgerlichkeit, gepaart mit sozialer Verantwortung, versus multikulturelle Lebendigkeit, die das Londoner Stadtbild prägt.

Gegen zwanzig Aussenseiter wie Cannabis-Harris begleiten zudem den Wahlkampf als muntere Einzelmasken. Der 62-jährige schwarze Pub-Wirt Winston McKenzie zum Beispiel. Er war bereits Mitglied sämtlicher etablierter Parteien, reüssierte nirgends ausser in der TV-Sendung «Big Brother» und will nun – Hilf dir selbst! – auf eigene Faust Stadtpräsident werden. Der Job zieht Spinner magisch an.

«Was kann der ausser erben?»

Im Vergleich zu McKenzie und dessen Rasselbande erinnert Zac Goldsmith eher an die *landlords* viktorianischer Romane. Er ist der Sohn des verstorbenen James Goldsmith, eines steinreichen Exzentrikers, der vor Jahren eine Anti-

EU-Partei gründete, als der Brexit bei den Konservativen nicht als chic galt. Der kleine Zac wuchs auf einem grossen Anwesen auf und besuchte die Eliteschule Eton College. Um eine akademische Laufbahn kümmerte er sich nicht, brach dafür wie ein Gentleman alter Schule zu Reisen in die entlegenen Winkel dieser Welt auf, um das richtige Leben kennenzulernen. Goldsmiths Vermögen wird auf über 350 Millionen Franken geschätzt, er gehört demnach zu den reichsten Parlamentsmitgliedern des Landes.

Goldsmith («Back Zac!») ist gutaussehend, hat ein entwaffnendes Lächeln und gilt als feinsinniger Zuhörer, offen für die Anliegen seiner Wahlklientel. Sein politisches *feu sacré* entdeckte er bereits als Knirps, als er sich – exzentrisch wie sein Alter – in der Nachbarschaft für die Befreiung von Kanarienvögeln einsetzte. Seither treibt ihn das Thema um; Goldsmith ist ein eifriger Ornithologe und grüner

Aktivist. Er war eine Weile Chefredaktor einer ökologischen Fachzeitschrift – der einzige Broterwerb, dem er je nachging. Dank seiner finanziellen Unabhängigkeit politisiert er bei den Konservativen eigenständig: Er ist für den Austritt aus der EU und bewundert die direkte Demokratie der Schweiz.

Mit seiner EU-Kritik ist Goldsmith eher auf dem rechten Flügel der Partei angesiedelt, über seine grünen Postulate allerdings ordnet er sich weiter links ein. Dem jetzigen Amtsinhaber Boris Johnson ist er zugetan, findet hingegen für Premierminister David Cameron höchstens lauwarmer Worte der Anerkennung. Goldsmith ist Hauptexponent der Kampagne gegen den Bau einer dritten Landebahn für den Flughafen Heathrow, weil sein exklusiver Westlondoner Wahlkreis Richmond exakt in der Lärmschneise liegt und Flugzeuge die Vogelwelt ohnehin stören. Das macht Goldsmith zum Feindbild der Heathrow-Lobbyisten. «Was kann der ausser erben?», lautet die verbreitete Hauptkritik an ihm.

Der Mayor von London muss mit Geld umzugehen wissen, denn er verfügt über ein Budget von 24 Milliarden Franken jährlich, rund ein Drittel desjenigen der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Der *New Statesman* vergleicht die Exekutivmacht des Londoner Bürgermeisters mit derjenigen des französischen Staatspräsidenten. Zuschreibungen wie diese sind allerdings erst seit dem Jahr 2000 aussagekräftig, denn zuvor hatte die Metropole keinen Stadtpräsidenten, sondern eine Verwaltungskommission. Die bisherigen zwei Amtsinhaber, Ken Livingstone von Labour («Red Ken») und Boris Johnson, schöpften als Charakterköpfe ihre Machtfülle voll aus. Der unberechenbare Livingstone wurde vor acht Jahren abgewählt, Johnson sucht nun die nationale Bühne, weil er sich zu Höherem berufen fühlt. Einige der zentralen politischen Herausforderungen der Stadt London konnten beide nicht meistern: das Problem des horrend teuren Wohnraums, des permanenten Verkehrschaos und des unzuverlässigen öffentlichen Verkehrs.

Kopfbedeckung mit Damenwäsche

Von dieser Misere will der Labour-Kandidat politisch profitieren: Sadiq Khan, ein gläubiger Muslim und Amateurboxer, ist der Sohn eines pakistanischen Buschauffeurs, wie er gerne beteuert. Schon in jungen Jahren begann Khan als Rechtsanwalt die Ochsentour durch die Labour-Partei. Er hatte zahlreiche lokale Ämter inne und machte sich einen Namen als Anwalt kleiner Leute – etwa bei der Bekämpfung von Polizeiwillkür. Er sieht sich am liebsten als unermüdlicher Kämpfer für Witwen und Waisen, als einer, der es mit dieser Welt gut meint. Das tönt alles ein bisschen bieder und ist es wohl auch.

Khan ist politisch ein Chamäleon, er vertritt gemässigte sozialdemokratische Positionen.

Aber er gehörte zu den Parlamentariern, die vor einem Jahr den radikalen Jeremy Corbyn als Labour-Vorsitzenden nominierten, was ihm das Lob der Parteilinken einbrachte. Khan opponierte wie Corbyn gegen das britische Militäengagement im Irak. Und er ist auch dies – ein vehementer Kritiker des politischen Islamismus. Er unterstützte die Einführung der Schwulenehe, was ihm die Fatwa eines lokalen Imams eintrug. Khan vertritt seine Überzeugungen so glaubhaft, dass ihn der konservative *Spectator* nach seinem Parlamentsdebüt zum «Newcomer des Jahres» erkor.

Die politischen Unterschiede der beiden Kandidaten sind – von der Rhetorik abgesehen – überraschend gering. Denn beide wissen genau, worunter ihre Wähler leiden: Der eine will 50 000 neue Wohnungen, der andere 80 000; der eine will die teure U-Bahn verbilligen, der andere die Billetpreise einfrieren; der eine will etwas höhere Lokalsteuern für die Reichen, der andere nicht.

Zur Farbigkeit des Wahlkampfes in den Londoner Strassen tragen dafür die schrägen Vögel bei: Der selbsterklärte Faschist Paul Golding von der Partei Britain First beispielsweise ist eine tolle Nummer. Er weckte indes selbst bei seinen Anhängern leise Zweifel an seiner Wahltauglichkeit, als er am Gedenktag für die Kriegsoffer eine Kopfbedeckung mit Damenwäsche trug. Golding ist in der Vergangenheit etlichen Irrtümern erlegen. So wollte er an einer Baustelle ein Schwein vergraben, angeblich, um die Erde zu entweihen, weil dort eine Moschee geplant war. Auf der anderen Seite des politischen Spektrums agiert Rosalind Readhead. Sie will den gesamten Privatverkehr in der Londoner Innenstadt verbieten und gestand einer Lokalzeitung: «Meine Söhne hielten mich zuerst für



Anwalt kleiner Leute: Labour-Kandidat Khan.

verrückt.» Der angegraute Popstar Steven Morrissey (The Smiths) wiederum tat kund, dass er für die Tierschutzpartei Animal Welfare Party kandidieren will. Mit dem Song «Meat Is Murder» (Fleisch ist Mord) hat Morrissey 1985 eine Hymne für Vegetarier angestimmt. «Es muss eine regierende Stimme gegen die höllische und altertümliche Ungerechtigkeit gegenüber Tieren im Vereinigten Königreich geben», sagt er jetzt, «aus dem einfachen Grund, weil diese Tiere kein Englisch sprechen.» Seit Wochen liess Morrissey indessen nichts mehr verlauten, vielleicht reut ihn das Geld für die Kampagne, da er chancenlos wäre.

Im Gegensatz zu Goldsmith und Khan. So nahe sich die beiden politisch sind, so unterschiedlich sind ihre Lebensentwürfe. Sadiq Khan heiratete mit 24 eine pakistanischstämmige Studienfreundin und hat mit ihr zwei Töchter. Bei Zac Goldsmith ist die Sache etwas komplizierter. Er geriet bei der eigenen Familie erstmals ins Rampenlicht, als er hochkant aus dem Eton College flog, weil er Cannabis bunkerte. Was zeigt, dass Aussenseiter Hasisch-Harris auf diesem Feld nicht alleine hustet.

Schnösel der Oberschicht

Goldsmith war zehn Jahre lang mit einer gewissen Sheherazade Ventura-Bentley verheiratet, mit der er drei Kinder hat. Nach einer ausserehlichen Eskapade mit der Bankerbin Alice Miranda Rothschild wurde die Ehe geschieden, und er heiratete seine Geliebte, die mütterlicherseits aus dem Guinness-Clan stammt. Ihre Schwester wiederum und Goldsmiths Bruder Ben waren eine Weile ebenfalls verheiratet, bis diese mit einem Rapper aus New Orleans durchbrannte. Kurzum: In diesen Kreisen «ornithologelt» man querbeet. Goldsmith ehelichte übrigens seine zweite Frau, kein Witz, in der Vogelwarte eines Naturparks.

London ist wie die meisten europäischen Metropolen eine linke Stadt. Die Wahl von Boris Johnson zum Bürgermeister gelang nur, weil der Mann sich bürgerlichen Konventionen schon immer entzogen hat und wie ein bunter Hund durch sämtliche Medien irrlichtert. Bei der letzten Unterhauswahl legte Labour entgegen dem nationalen Trend in der Hauptstadt zu; die Linke dominiert auch das Stadtparlament. Wenig überraschend also, dass Sadiq Khan bei Umfragen deutlich vor Goldsmith liegt. Dieser gilt, eigenständig oder nicht, in den dominierenden linken Wahlkreisen lediglich als Schnösel der Oberschicht, als ein «Versager». Kommt hinzu, dass selbst viele Konservative auf Goldsmiths Niederlage setzen: Macht nämlich der Corbyn-nahe Khan das Rennen, ist die Position des Parteiführers gestärkt. Damit steigen die Chancen, dass dieser in vier Jahren Labour in den Wahlkampf führen wird. Er ist, weil unwählbar für die Mitte, exakt der Gegner, den sich die Tories wünschen. ○

Aufgehende Sterne

Amerika ist im Bann des Hadid-Clans. Die Model-Familie ist drauf und dran, den berühmt-berüchtigten Kardashians die Show zu stehlen. *Von Claudia Schumacher*

Das Reality-TV bietet hierzulande nicht unbedingt die Repräsentation, mit der man seinen Familiennamen aufwerten kann. Wer das «Dschungelcamp» oder das Parkett von «Let's Dance» betritt, steigt eher ab als auf. Die Sendungen sind der Eingang in den Zirkus der Zweitrangigen, wo immer noch weit überdurchschnittlicher Ruhm und Wohlstand herrscht. Allerdings sollte man bereit sein, sich vorzuführen, hämisch kritisieren und verlachen zu lassen. Wirklich frei von der Affigkeit wird man kaum wieder. Umso eigenartiger wirkt es, dass im amerikanischen Reality-TV Erfolgsgeschichten beginnen, die weit über die nationale Fernsehwelt hinausgehen.

Und der Vater?

An vorderster Front in der Kategorie Weltenerfolg dank Trash-Fernsehen steht der Clan der Kardashians und Jenners, der gefühlt im Wochentakt ein neues Mädchen lanciert, welches fortan international neben seinen Schwestern und Halbschwestern im Showgeschäft für noch mehr Schlagzeilen sorgt – und ebenso viel Häme kassiert. Für die einen handelt es sich um verehrungswürdige Schönheiten, bei denen jeder Schritt bemerkenswert ist. Die anderen sehen die Kardashians als Familie der Schamlosen, die eine kleine Ruhm-Hure nach der anderen wie Kamelhändler an die Öffentlichkeit verkauft, solange der Vorrat reicht.

Mutter Kris Jenner, ehemals Kardashian, und Vater Bruce Jenner, früher Zehnkämpfer und heute eine Transfrau namens Caitlyn, haben eine Grossfamilie von Star-Persönlichkeiten und Models hervorgebracht, welche gleichfalls das TV, das Internet, die Magazin-Cover und die wichtigsten Laufstegen dominieren. Der Erfolg begann 2007 mit der Reality-TV-Serie «Keeping Up with the Kardashians», die sich um das Leben des Clans dreht. Für einen Vergleich aus dem deutschsprachigen Raum kann man höchstens die RTL-Serie um die Millionärsfamilie der Geissens bemühen. Die Sendung hat Kultstatus erreicht, ist aber derart banal angelegt, dass eine Bedeutung der Familie im Showgeschäft über das Privatfernsehen hinaus fraglich ist, zudem sind die Töchter noch zu klein für den Start eines Familiengeschäfts à la Kardashian.

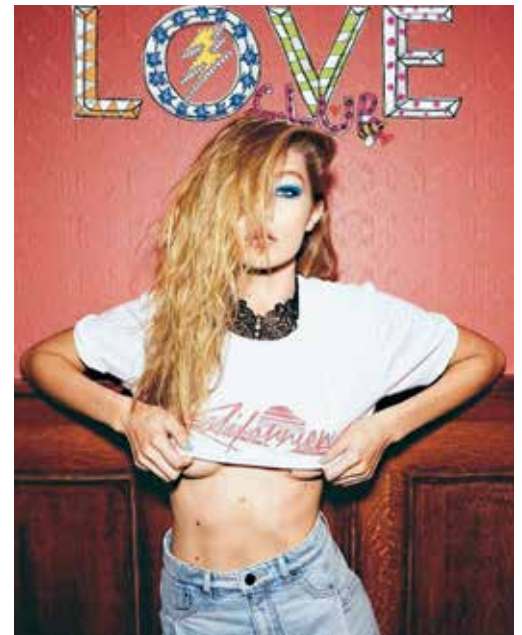
In den USA allerdings scheint das Konzept Kardashian bereits wiederholt aufzugehen: Die Familie Hadid ist da. Zuerst kam Gigi. Die heute 20-Jährige erhielt im letzten Jahr die begehrte Auszeichnung «Model des Jahres» bei

den Fashion L. A. Awards. Sie ist beim Dessous-Haus Victoria's Secret als Engel unter Vertrag und häufig auf den Titelseiten der *Vogue* zu sehen, des einflussreichsten Modemagazins der Welt. Ausserdem ist sie Werbegesicht von Maybelline New York, dem bekanntesten amerikanischen Make-up-Hersteller, und hat die Nachfolge von Cara Delevingne beim britischen Modelabel Topshop übernommen.

Ins Scheinwerferlicht gefolgt ist ihr jetzt die andere Tochter des Hauses: Bella. Als gäbe es ein geheimes Drehbuch, ist die 19-Jährige nach ihrer Schwester Gigi zum «Model des Jahres 2016» ernannt worden. Mit Staunen erfährt man ausserdem, dass sie Turnierreiterin ist. Ihr Training für die Olympischen Spiele 2016 hatte sie bereits angefangen – aufgrund einer Borreliose-Erkrankung musste sie es allerdings wieder abbrechen, weshalb sie nun nicht daran teilnimmt.

Hinter den zwei Grazien steht eine dritte und ältere: Mutter Yolanda Hadid, geborene van den Herik. Die 52-Jährige brachte die Tradition des Modelns in die Familie. Geboren und aufgewachsen ist sie in den Niederlanden. Dort wurde sie in jungen Jahren von einem Designer entdeckt. Später nahm sie die Amerikanerin Eileen Ford unter Vertrag, die mit Ford Models eine der wichtigsten Agenturen der Branche gegründet hatte. Van den Herik modelte fünfzehn Jahre lang in den Grossstädten rund um den Globus, bis sie den Mann traf, mit dem sie sesshaft wurde: Mohamed Anwar Hadid, einen jordanisch-amerikanischen Immobilienentwickler. Die beiden sind mittlerweile wieder geschieden (Yolanda hiess von 2011 bis 2015 auch schon Foster, doch die Ehe mit dem Musiker David Foster hielt ebenfalls nicht. Jetzt heisst sie wieder Hadid.)

An dieser Stelle wird es Zeit, von der Mutter abzublenden und Vater Hadid genauer anzusehen, der auch kein ganz gewöhnlicher Mann ist. Der Sohn eines jordanischen Übersetzers wurde bei den Schönen und Reichen bekannt und ihnen zugehörig durch die Entwicklung und den Bau von Luxushotels und Anwesen für Stars in Los Angeles, vor allem in den namhaften Bezirken Bel Air und Beverly Hills. Die überlegene Körperlichkeit lässt sich bei den Hadids ähnlich wie beim Kardashian-Jenner-Clan nicht allein auf die Mutter zurückführen: Vater Hadid kann wie Bruce Jenner eine Teilnahme bei den Olympischen Spielen aufweisen. Die Sportlerkarriere Hadids verlief zwar nicht so prominent wie bei Jenner, der



War zuerst: Gigi, 20.



Erfolgsgeschichten: Gigi, Kendall Jenner.



Training für Olympia: Turnierreiterin Bella.



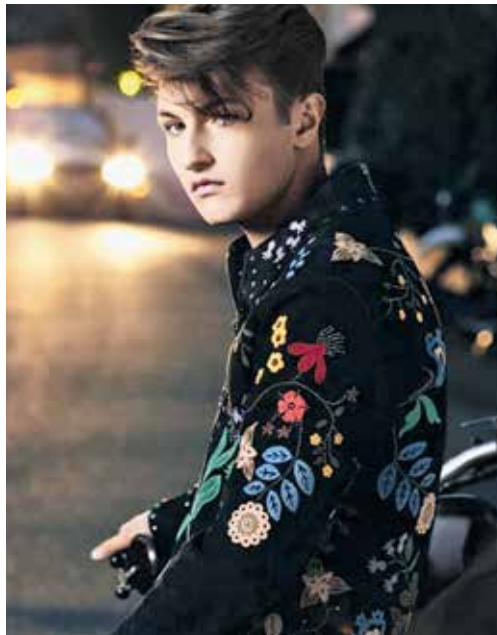
Als gäbe es ein geheimes Drehbuch: Bella, 19.



Tradition des Modelns: Bella (r.), Mutter Yolanda.



Rund um den Globus: Yolanda mit Kindern.



Neu im Geschäft: Anwar, 16.



Sport und Luxus: Vater Mohamed Hadid.



Häufig auf den Titelseiten: Gigi.

1976 im Zehnkampf die Goldmedaille und den Weltrekord holte, aber immerhin: 1992 trat Mohamed Hadid für Jordanien in der Demonstrationssportart Geschwindigkeitsskifahren an.

Nach einer geschiedenen Ehe, aus der bereits zwei Töchter hervorgegangen waren (eine wurde Modedesignerin), heiratete Mohamed Hadid also Model Yolanda und bekam mit ihr die heutigen Model-Töchter Gigi und Bella sowie den Sohn Anwar. Auch der 16-jährige Anwar hat soeben einen Modelvertrag abgeschlossen. National bekannt wurden die Hadids mit der TV-Show «The Real Housewives of Beverly Hills», die ab 2010 ausgestrahlt wurde und ab der dritten Staffel Yolanda Hadid als eine der Protagonistinnen zeigte. Die Sendung stellte das Leben reicher Hausfrauen dar. Neben Yolanda Hadid hatten auch ihre Teenager-Töchter in der Reality-Serie Auftritte, was ihnen eine gewisse Bekanntheit verschaffte. Dennoch mussten Gigi und Bella einen eigenen Einsatz bringen für den Erfolg als Models. Neben viel Disziplin bei Workout und Ernährung, welche die Branche auch denen abverlangt, die für sie prädestiniert sind, musste Gigi einen starken Willen aufbringen. Zunächst wurde die 1,78 Meter grosse Blonde von Agenturen abgelehnt mit der Begründung, sie sei zu dick.

Eine Art feministische Vereinigung

Dass sie heute dennoch allgegenwärtig ist, hat sie nicht zuletzt dem Umstand zu verdanken, dass sie sich meisterhaft auf Selbstvermarktung versteht. Sie gehört zur neuen Generation von Supermodels, die ihr eigenes Profil im Internet schärfen und durch die Zahl ihrer Follower, der dort massgeblichen Popularitätswährung, enorm ihren Marktwert zu steigern wissen.

Besonders wichtig für Models ist dabei die Fotoplattform Instagram, wo für gelungene Bilder Herzchen vergeben werden und man sein Leben als fesselnde Seifenoper inszenieren kann. Die Logik ist simpel und leuchtet auch den Agenturen ein: Wem es hier gelingt, die Aufmerksamkeit von Menschenmassen auf sich zu ziehen, kann dies auch andernorts schaffen, etwa auf dem Laufsteg von Victoria's Secret. Es ist ein selbstgemachtes Image, das Gigi Hadid auf Instagram pflegt und das mit der Präsentation ihres immer glamouröser werdenden Lebensstils kontinuierlich attraktiver wird:

Gemeinsam mit anderen Supermodels wie Kendall Jenner vom anderen Clan oder Karlie Kloss, allesamt starke Social-Media-Nutzerinnen, zeigt sie sich auf Bildern. Und natürlich mit Schwester Bella (die übrigens mit Pop-Star The Weeknd liiert ist). Ausserdem gehört Gigi zur Girl Squad der Pop-Prinzessin Taylor Swift, einer Art feministischer Vereinigung für berühmte Mädchen. Über fünfzehn Millionen Menschen folgen Gigi Hadid auf Instagram, bei Bella sind es auch schon drei Millionen. Die Hadids haben zwei Zugpferde, die sie noch weit bringen könnten.



«Im Stillen ein grosser Autor»: Schriftsteller Steiner (l.), Bichsel.



Steiners Herzton

Von Peter Rüedi

Verhielte sich der Nachruhm eines Schriftstellers umgekehrt proportional zu seiner Anerkennung zu Lebzeiten, stünden die Chancen gut, dass Jörg Steiner, der vor gut zwei Jahren in Biel starb, doch noch als einer der bedeutendsten Schriftsteller nicht nur der Schweizer Nachkriegsliteratur erkannt würde.

Dass sein schöner zweiter Roman, «Ein Messer für den ehrlichen Finder», letzten Sommer nicht von seinem langjährigen Verlag Suhrkamp neu herausgegeben wurde, sondern vom kleinen Zürcher Rotpunktverlag, lässt freilich das Gegenteil befürchten. Sein enger Freund Peter Bichsel sagte von Steiner, er sei «im Stillen ein grosser Autor geworden – leider nur für jene, die ihn lesen». Das sind nicht die Massen, die Bestseller machen. Auch war dieser Meister einer gleichzeitig transparenten und geheimnisvollen, einfachen und komplexen Prosa, der die Herkunft aus der Lyrik des Frühwerks immer anzumerken war, seiner äusseren Erscheinung entgegen immer ein Virtuose der Selbstverkleinerung. Die ebenso unspektakuläre wie lapidare Erzählweise, welche die NZZ für den Nachruf zum Titel «Mit poetischer und anarchistischer Wucht» greifen liess, konterkarierte ein hintersinniger, manchmal skurriler Humor. Und eine Neigung zum scheinbaren Nebenher.

Was Steiners Wahlverwandtschaft mit seinem Bieler Vorgänger Robert Walser ebenso verständlich macht wie seine Leidenschaft für den Jazz. Steiner lesen, diese dichte, uneitle, sozusagen dem Schweigen abgenötigte Prosa, war seit seinem Erstling «Strafarbeit» wie ein Gang übers Eis, unter dem Abgründe zu ahnen waren. Naheliegend, dass Steiner gern den Satz von Robert Walser zitierte: «Je mehr ich mich danach sehnte, festen Boden unter den Füssen zu haben, desto heftiger sah ich mich schwanke.» Die Hoffnung auf eine baldige Gesamtausgabe dieses eminenten Autors ist gering, umso grösser die Freude über ein scheinbar marginales Bändchen, das die Texte enthält, die dieser Meister des Beiläufigen auf handbeschriebenen Karten der befreundeten Frankfurter Autorin und Journalistin Hanne Kulesa schickte, gelegentlich auch Signale der eigenen Befindlichkeit enthaltend, die in seinem Werk sonst eher selten sind. In den Anspielungen nicht immer ganz aufzuschlüsseln, über der oft unverkennbaren melancholischen Grundierung immer witzige Kostbarkeiten wie dieses Paradox: «Von allem, was es zu sagen gibt, ist mir das Unwichtigste das Liebste.» Steiners Sound und Herzton.

Jörg Steiner: Im Sessel von Robert Walser – Kartenpost herausgegeben von Hanne Kulesa. Limmat. 144 S., Fr. 29.90

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Peter Stamm:** Weit über das Land (S. Fischer)
- 2 (3) **Harlan Coben:** Ich schweige für dich (Goldmann)
- 3 (–) **John Irving:** Strasse der Wunder (Diogenes)
- 4 (2) **Nicholas Sparks:** Wenn du mich siehst (Heyne)
- 5 (9) **Jussi Adler-Olsen:** Verheissung – Der Grenzenlose (DTV)
- 6 (7) **Jo Nesbø:** Blood on Snow. Das Versteck (Ullstein)
- 7 (6) **Jojo Moyes:** Ein ganz neues Leben (Wunderlich)
- 8 (–) **John Grisham:** Der Gerechte (Heyne)
- 9 (4) **Siefried Lenz:** Der Überläufer (Hoffmann und Campe)
- 10 (10) **Tommy Jaud:** Sean Brummel – Einen Scheiss muss ich (Fischer)

Sachbücher

- 1 (2) **Nadia Damaso:** Eat Better Not Less (Fona)
- 2 (1) **Silvia Aeschbach:** Älterwerden für Anfängerinnen (Wörtersch)
- 3 (3) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (Ullstein)
- 4 (–) **Michael Schmieder, Uschi Entenmann:** Dement, aber nicht bescheuert (Ullstein)
- 5 (5) **Antje Krause:** Trick 17 – Garten & Balkon (Frech)
- 6 (6) **Jesper Juul:** Leitwölfe sein (Beltz)
- 7 (9) **Peter Wohlleben:** Das geheime Leben der Bäume (Ludwig)
- 8 (8) **Guinness World Records 2016** (Hoffmann und Campe)
- 9 (7) **Fern Green:** Super Smoothies – Die besten Detox-Drinks (Dorling Kindersley)
- 10 (–) **Jamie Oliver:** Jamies Superfood für jeden Tag (Dorling Kindersley)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Erdowi, Erdowo

Wollen Politiker freiwillig lustig sein, sind sie meist nur peinlich. Viel erfreulicher ist ihre unfreiwillige Komik – etwa, als Londons Bürgermeister Boris Johnson an einer Seilrutsche festhing. Oder als der türkische Staatschef Recep Tayyip Erdogan wegen einer Halsentzündung quiekte wie Micky Mouse auf Helium. Das war echt lustig, viel lustiger jedenfalls als das Spottliedchen, das deutsche Satiriker auf den Sultan von Ankara trällerten und das dessen Zorn entfachte. Hätte er doch still gegrollt, denn nur sein Wutausbruch befördert «Erdowi, Erdowo, Erdowahn» nun rings um den Globus. Schon gibt es auf Youtube eine Version mit englischen Untertiteln. Dann lieber mehr Erdogan unplugged. Im Falsett. (ky)

Biografien

Shakespeares Referenz an seinen Herrscher

William Shakespeare lebte in einer Epoche, die der heutigen Zeit ähnlicher war, als man denkt. Auch vor 400 Jahren beherrschten Terror und religiöse Konflikte den Alltag. Von Rolf Hürzeler

Kuscheljustiz sieht anders aus. Der katholische Landadlige Sir Everard Digby bestieg am 30. Januar 1606 das Schafott auf dem Kirchhof der St.-Pauls-Kathedrale in London. Der Sprengel durfte nur kurz baumeln, wurde lebendig heruntergeholt, kastriert und erhielt Brandmale ins Gesicht verpasst. Dann schnitten ihm seine Peiniger die Gedärme und das Herz aus dem Leib, köpften den Leichnam und vierteilten den Rumpf – zum Gaudi des grossen Publikums.

Digby und seine sieben katholischen Glaubensbrüder verdienten aus der Sicht des Mobs ein unrühmliches Ende. Denn sie hatten zwei Monate zuvor, am 5. November 1605, heimlich 36 Fässer mit einer knappen Tonne Schiesspulver in die Keller gewölbe des englischen Parlamentsgebäudes gebracht. Damit wollten sie die gesamte reformierte Elite des Landes, inklusive König Jakobs I., mit einer gewaltigen Explosion ins Jenseits befördern.

Wahrscheinlich wären durch diese Sprengkraft sogar weite Teile der Londoner Innenstadt zerstört worden. Die Verschwörung flog jedoch auf, weil ein sensibler, von Gewissensbissen geplagter Mitwisser ihm nahestehende Politiker bat, das Parlament doch, bitte schön, während einiger Tage zu meiden. Für die Adressaten war es ein Leichtes, eins und eins zusammenzuzählen und mal kurz im Keller des Hauses nachzusehen, wo sie einen Verschwörer beim eifrigen Fässerrollen entdeckten.

Im Dienst einer edlen Sache

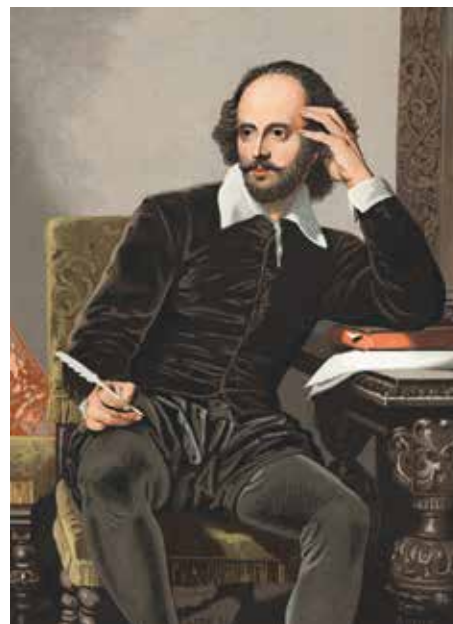
Diese Ereignisse erschütterten das Königreich von Jakob I. Sie fanden direkten Niederschlag im Werk von William Shakespeare, vor allem in den beiden Dramen «König Lear» und «Macbeth». Die gottlose Geschichte von Lear belegt, in welches Chaos ein Staat ohne legitimes Oberhaupt hätte stürzen können. Das Machtspiel «Macbeth» «sanktionierte aus Sicht des Publi-

kums Jakobs Version der Pulververschwörung [Gunpowder Plot] und erhob sie zu einem Mythos», schreibt Shakespeare-Biograf Peter Ackroyd.

Wie alle anständigen Terroristen glaubten die Gunpowder-Plot-Männer im Dienst einer edlen Sache zu stehen. Sie fühlten sich gezwungen, England vor den protestantischen Teufeln zu retten, und sie wollten die Union mit dem

verhassten Schottland verhindern, die der gebürtige Schotte Jakob I. anstrebte. Religion und Nationalismus dienten schon vor 400 Jahren als patenter Vorwand zum Meucheln. Umgekehrt legitimierte die Krone die harschen Urteile gegen die Täter mit Gottes Willen.

Noch heute gedenkt das Vereinigte Königreich jedes Jahr am 5. November, dem Guy-Fawkes-Tag, dieser misslungenen Verschwörung: «Remember, remember the Fifth of November...» Die Nation feiert somit seit mehr als 400 Jahren



Unangenehme Nähe: Shakespeare.

einen Tag, an dem zwar nichts geschah, aber etwas Fürchterliches hätte geschehen können. Der Verschwörer Fawkes war zwar keine zentrale Figur des vereitelten Anschlags, aber sein

«Kein Tag vergeht ohne willkürliche Verhaftungen, zum Teil bis in die Nobilität.»

damals fremdländisch klingender Name machte ihn zur Projektionsfläche für das Böse, an das die Kinder heutzutage erinnern, wenn sie mit einer maskierten Puppe einen «penny for the guy» erbetteln einen kleinen Zustupf in der Vorweihnachtszeit. Die maskierte Puppe wurde gar zum Symbol für den Widerstand gegen die Staatsmacht, zum Beispiel vor ein paar Jahren in der «Occupy»-Bewegung.

Der amerikanische Literaturwissenschaftler James S. Shapiro erinnert an die Geschichte des



Projektionsfläche für das Böse: Hinrichtung der Gunpowder-Plot-Männer, 1606.



Brutalität allenthalben: Königin Elisabeth I., König Jakob I.

Gunpowder Plot in seinem kürzlich erschienenen Buch «1606 – William Shakespeare and the Year of Lear». Der Dozent von der New Yorker Columbia-Universität belegt darin, wie nahe Shakespeare (1564–1616) den Verschwörern stand. Sie stammten wie er selbst allesamt aus Mittelengland, aus dem damals kleinen Nest Stratford-upon-Avon, wo Shakespeares Familie lebte. Ausgerechnet in Stratford plante eine Gruppe angesehener Bürger und Kleinadliger in Absprache mit den Londoner Attentätern einen katholischen Aufstand, heute würde man von «Schläfern» reden. Wiederum ähnlich wie moderne Terroristen, hofften sie – in leichter Verklärung der Verhältnisse –, dass es zu einer Volkserhebung käme, sobald der ungeliebte König aus dem Weg geräumt wäre.

Shakespeares Vater war befreundet mit dem Onkel zweier Mordgesellen, mit einem weiteren, einem Rom-treuen Zeloten, tätigte die Familie Shakespeare Geschäfte. Das ebenfalls verurteilte Bruderpaar Robert und Thomas Winter war sogar verwandt mit dem Dichter, wenn auch nur entfernt. Diese Männer erlitten ebenfalls ein unschönes Ende in den Händen von Folterern oder am Galgen wie ihre Genossen in London.

>>>



«Penny for the guy»: Guy-Fawkes-Tag.

«Ist ja klar», sollte man meinen, war es aber nicht. Denn diese Verschwörer warteten nicht wie die Kälber auf ihre Metzger, sondern machten sich aus dem Staub, als die Lage brenzlich wurde. In der Folge setzten die Behörden zu einer intensiven Fahndungsjagd an, von der moderne Polizeikörper heute noch lernen könnten. Dazu gehörte eine richtiggehende Hatz auf Rom-Treue, die dem Botschafter von Venedig, selbst ein Katholik, sauer aufstieß: «Kein Tag vergeht ohne willkürliche Verhaftungen, zum Teil bis in die Nobilität.» Nur einer der Verschwörer schaffte die Flucht auf den sicheren Kontinent; ein Jesuit in einer Mönchskutte machte geschickt auf Demut und verdrückte sich über den Ärmelkanal.

«Stück ohne Moral und Gerechtigkeit»

Shakespeares unangenehme Nähe zu den Verschwörern sagt nichts über seine eigene politische und religiöse Haltung aus. Bekannt ist, dass seine Schauspieltruppe «The King's Men» in der Gunst von Jakob I. stand und immer wieder in den Palast von Hampton Court an der Themse zu Vorstellungen geladen wurde. Shakespeare wird sich in jener Zeit gehütet haben, nur das leiseste Verständnis für die Aufständischen zu zeigen, obschon seine Tochter Susanna bei den Behörden in Schwierigkeiten geriet, weil sie an katholischen Messen teilnahm.

Diese gewalttätige Zeit spiegelt sich vielfältig in den reifen Werken Shakespeares, «König Lear» und «Macbeth», die im Jahr 1606 heraus-

gekommen sind. Zwar war es den damaligen Stückeschreibern verboten, aktuelle politische Geschehnisse auf der Bühne zu verhandeln, zumal die Schauspieltruppen nach dem verhinderten Anschlag auf das Parlament einer Welle repressiver Hysterie ausgesetzt waren. Doch wichtige Passagen in diesen Stücken deuten auf die damals verbreitete Auffassung hin, dass England in eine politische Katastrophe schlitterte. Die goldenen Zeiten der «jungfräulichen Queen» Elisabeth I. waren vorbei und die gesellschaftliche Apokalypse denkbar. Die Thronbesteigung des aus Schottland geholten Jakob I. sorgte in den Augen besorgter Bürger und Bauern nur vordergründig für Stabilität.

Die labile Sicherheitslage spiegelt eines der wichtigsten Shakespeare-Stücke: «König Lear». Der wohlmeinende Herrscher missdeutet die Charaktere seiner drei Töchter bei der Vertei-

Für den Theaterautor ist die Vorstellung von Doppeldeutigkeit als politischer Waffe wunderbar.

lung seines Erbes. Nur in der jüngsten schlägt ein edles Herz, die anderen beiden sind ausgekochte Miststücke, die sich dem gottlosen Edmund zuwenden, dem unehelichen Sohn eines Grafen. Dieser Edmund ist ein Bürschchen der üblen Sorte, die Inkarnation des Schreckens schlechthin – wie die Attentäter des geplanten Schiesspulver-Anschlags. Seine Machenschaften lassen den verirrtten König scheitern, das Reich liegt in Trümmern; der Schluss lässt keine Hoffnung zu. «Das ist ein Stück ohne Moral und Gerechtigkeit mit einem unerträglichen Ende», konstatiert Wissenschaftler Shapiro. Die Theaterbesucher verstanden die Botschaft, genauso wie in Lears Reich hätte es nämlich in England herauskommen können, wenn am 5. November 1605 tatsächlich etwas geschehen wäre. Ist es aber nicht – darum konnten die Zuschauer Shakespeares Bravourstück mit leichtem Schaudern genießen.

Dabei wird dem Publikum bei «Lear» auch die inszenierte Brutalität auf der Bühne bekannt vorgekommen sein. England war im frühen 17. Jahrhundert nichts für Weicheier. Ein Rechtsstaat im modernen Sinn herrschte nicht, dafür viel obrigkeitsrechtliche Willkür. Wer sich nicht durchzusetzen vermochte, litt unter Lug und Betrug. Kinder verschwanden täglich und wurden misshandelt, Kranke, besonders psychisch Angeschlagene, hatten nichts zu lachen. Brutalität allenthalben, ganz wie in «König Lear» und in «Macbeth».

Fünzig einsame Schotten

Auch die unpopuläre, von der Krone angestrebte Union zwischen Schottland und England fand bei Shakespeare ihren Niederschlag. So schrieb er unter der Ägide von

Jakob I. in seinen Stücken nicht mehr von England, sondern von Britannien. In jener Zeit tauchten auch die ersten Fahnen mit dem Union Jack auf, um die Verbindung von zwei Nationen auf einer Insel zu besiegeln. In «König Lear» stellt sich der Herrscher zudem die Frage, ob die Krone zwischen zwei Reichen aufgeteilt werden könnte. Es blieb den Theaterzuschauern überlassen, eine Antwort darauf zu finden. Die meisten werden wahrscheinlich ratlos gewesen sein, denn sie hatten die Schotten nicht ins Herz geschlossen, waren diese doch mit dem Erzfeind Frankreich verbündet. Ende des 16. Jahrhunderts lebten unter den 5000 Ausländern in London nur gerade fünfzig einsame Schotten. Kurzum: Die beiden Teile der Insel hatten ausser der Sprache kaum Gemeinsamkeiten, oder es wurde jedenfalls so empfunden – ähnlich wie beim schottischen Referendum im Herbst vor zwei Jahren.

Wie tief die damalige Gesellschaft gespalten war, entdeckten die Ermittler, noch bevor die Seelen der Verschwörer im Purgatorium schmachteten. Bei einer Hausdurchsuchung im Inner Temple, dem Londoner Gerichtsbezirk, fanden sie eine Broschüre, die sich im Besitz eines der Attentäter befand. Die von jesuitischer Feder verfasste Schrift erteilte Anleitungen, wie ein ehrlicher Christenmensch, also ein Katholik, lügen konnte, ohne gegen die Zehn Gebote zu verstossen. «Equivocation» lautete das Zauberwort – Doppeldeutigkeit. Sie erlaub-



Symbol für den Widerstand: «Occupy».

te Katholiken bei Verhören nicht nur zu schweigen, sie durften sogar die Unwahrheit sagen, denn der Herrgott sah in die Seele seiner treuen Schäfchen und wusste exakt, dass sie aus guten Gründen die Wahrheit verdrehten. Den Behörden wurde die Tragweite dieses jesuitischen Pamphlets schnell bewusst, oder jedenfalls glaubten sie das: Man konnte einem gottlosen Katholiken nicht trauen, da er sich stets auf die «Equivocation» berufen durfte, was immer er von sich gab. Für einen Theaterautor wie William Shakespeare ist die Vorstellung von «Doppeldeutigkeit» als politischer Waffe wunderbar. Die Mördergeschichte des «Macbeth» ist durchzogen von Doppeldeutigkeiten in einer Welt, in der keiner keinem trauen darf und,

wenn einer es dennoch tut, er teuer dafür bezahlen muss. Zum Beispiel wenn der Protagonist Macduff, Macbeths Widersacher, im vierten Akt zu einem Mitstreiter sagt: «Ich kann nicht erraten, was wirklich in dir vorgeht.» Wenn ein Schotte einem eigenen Landsmann nicht traut, warum sollte das dann ein Engländer tun? Oder noch deutlicher in einer Szene im gleichen Akt, als Lady Macduff von ihrem Sohn gefragt wird, was mit einem Mann zu geschehen habe, «der schwört und es nicht hält» wie die Jesuiten. Die Antwort der Mutter ist klar: «Jeder, der das tut, ist ein Verräter und muss aufgehängt werden.»

Die schottische Frage wird indes den gemeinen Londoner jener Zeit nicht gross umgetrieben haben. Schwerere Sorgen plagten die Menschen, etwa die Pest, die allgegenwärtig war und während Jahrzehnten nicht ausgerottet werden konnte. Immer wieder flammten Epidemien auf. So starben die Londoner wie die Fliegen, als Jakob I. im Sommer 1603 aus Edinburg angereist kam, um sich zum König von England krönen zu lassen. Für Shakespeare und seine Schauspieler war die Pest nicht nur ein gesundheitliches Risiko. Epidemien entzogen ihnen die Wirtschaftsgrundlage, weil die Theater geschlossen blieben. Als Ausweg boten sich lediglich wenig lukrative Tourneen in die Provinz an.

Chaos in London

Auch dort wird die Referenz von Shakespeare an seinen Herrscher beim Publikum angekommen sein. Die Hexen, die zu Beginn des Stücks das grausame Geschehen planen, erinnern an Jakob I., der die Welt von Fuchteln und Vetteln besessen wähnte. Er selbst sah sich bei den Attentaten gegen ihn immer wieder in dieser Vorstellung bestätigt, denn der geplante Schiesspulver-Anschlag war keineswegs der einzige Mordversuch gegen Seine Majestät. Ein paar Monate später machte sogar das Gerücht die Runde, der König habe in der Grafschaft Surrey tatsächlich durch Mörderhand ein Ende gefunden. Chaos im Stil von Shakespeares «König Lear» brach in London aus; erst Wochen später glaubten die Letzten in den entlegenen Winkeln des Königreichs, dass die Vorsehung es noch einmal gut gemeint hatte.

In der Tat war nicht alles in jener Zeit hoffnungslos. So hatte der Allmächtige ein Einsehen beim Übeltäter Guy Fawkes von den Pulververschwörern und holte ihn gnadenhalber bereits am Galgen zu sich. Damit blieb Fawkes im Gegensatz zu seinem Mitstreiter Digby in der letzten Stunde wenigstens sein bestes Stück erhalten.

James Shapiro: 1606 – William Shakespeare and the Year of Lear. Faber & Faber. 423 S., Fr. 34.90

Peter Ackroyd: Shakespeare – Die Biographie. Knaus. 655 S., Fr. 39.90

Schweizer Klassiker

Totbeten bei Gotthelf

Käsekunst und Erzählkunst: Von beidem bietet Jeremias Gotthelf im Roman «Die Käserei in der Vehfreude» (1850) viel. Der Pfarrer kennt seine Schäfchen und schreibt Wirtschafts- und Gender-Geschichte. Von Christoph Mörgeli



Filmszene aus «Die Käserei in der Vehfreude», 1958.

Nicht die «Uli»-Trilogie ist mir das liebste Romanwerk von Jeremias Gotthelf. Sondern «Die Käserei in der Vehfreude», seine bisigste Satire. Die Bauern eines Dorfes beschliessen, statt eines Schulhauses eine Käserei zu bauen. Was folgt, sind kraftvoll geschilderte Personen mitsamt ihren wirtschaftlichen Grundlagen. Den Bauern gelang es im 19. Jahrhundert, durch Innovation, Marktprinzipien und Arbeitseinsatz die Ernährung einer rasch wachsenden Bevölkerung sicherzustellen. Dies war ihre der industriellen Revolution ebenbürtige, heute viel zu wenig gewürdigte Leistung.

Die Milch- und Käsewirtschaft bedeutete auch einen Akt der demokratischen Emanzipation des Landvolkes von der aristokratischen Stadtherrschaft, welche die Untertanen vor allem mit Brotgetreide versorgen wollte. Bei den Milchbauern in der «Vehfreude» handelt es sich um risikofreudige Unternehmer, die dank gutem Absatz bei begüterten Konsumenten ihren Gewinn erhöhen. Das alles passt dem konservativen Patrizier Albert Bitzias alias Jeremias Gotthelf nur bedingt. Aber er schildert selbst das ihm Unbehagliche mit grösstem Behagen. Dies ist schon dem festtrunkenen Gottfried Keller aufgefallen, der Gotthelf wegen seiner allzu strengen Vorbehalte gegen Volksfeste tadelte.

Die «Vehfreudiger» vereinigen sich also in einer Genossenschaft, bringen Kapital ein, leis-

ten Fronarbeit beim Bau der Käserei und bestellen einen erfahrenen Senn zur anspruchsvollen Milchverarbeitung. Der Roman bietet auch jede Menge Gender-Thematik: Das Sennentum entzieht den Frauen das bisherige Milchgeld und füllt ausschliesslich den Beutel ihrer Männer, die ins Wirtshaus laufen und unnützlich politisieren. Der Roman lebt von der Spannung zwischen dem tüchtigen, bescheidenen Bauernpaar Sepp und Bethi vom Nägeliboden und der intriganten Dürluft-Familie. Noch weit vor der «Entköpplung» von «Kulturschaffenden» am Zürcher Neumarkt-Theater erleben wir hier das Totbeten von Bethi durch die böse Dürluft-Eisi; Sepp verabreicht ihr die verdienten Ohrfeigen, wobei die Totbeterin ihn für den Leibhaftigen hält.

Kuss von Änneli

Aus Gewinnsucht verwässern viele Bauern ihre Milch, was die Käsequalität gefährdet. Der Lieferant vom Nägeliboden bleibt fast als Einziger ehrlich. Am lebensfroh geschilderten Käsemarkt in Langnau wird den unerfahrenen Vehfreudigern weniger geboten als erhofft. Umso lieber stürzen sie sich in eine tolle Prügelei.

Als unangenehmer Besserwisser erweist sich der Eglihanne, ein Vertreter der von Gotthelf ghassten radikalen Partei. Sein Gegenspieler ist der hübsche, kräftige und wohlhabende Ammanns Felix, für Gotthelf Exponent der bewahrenden Richtung. Kein Wunder, dass Gottfried Keller spottete, man müsse bei Gotthelf ein reicher konservativer Bauernsohn sein, um in den Himmel zu kommen.

Felix liefert dem Eglihanne ein unbarmherziges Wagenrennen und verletzt dabei das frühere Verdingkind Änneli, eine Schwester Bethis vom Nägeliboden. Längst lieben sich Änneli und Felix; sie gibt ihm beim nächtlichen Fenstersteigen sogar einen Kuss – aber nur, damit er keinen Lärm schlägt und wieder abzieht. In der Kirche verlangt Felix für alle hörbar im Schlaf einen Kuss von Änneli. Die öffentliche Blamage wendet sich zum Guten, weil Ammanns Felix Änneli heiraten will. Das geschieht, aber nur unter dem Versprechen, dass Änneli trotz ihrem sozialen Aufstieg von der Ammannsfamilie respektiert wird. Denn fromme Armut gefällt dem Himmel. Aber in irdischem Reichtum lässt sich hienieden besser leben.

Jeremias Gotthelf: «Die Käserei in der Vehfreude». Hofenberg. 412 S., Fr. 32.40

Meister der Manipulation

Zu seinem 70. Geburtstag erfindet sich Charles Lewinsky noch einmal neu. Er präsentiert den seit langem verrücktesten und originellsten Schweizer Roman.

Von Rico Bandle

Manchmal im persönlichen Gespräch neigt sich Charles Lewinsky nach vorne, dämpft die Lautstärke seiner Stimme und setzt ein leichtes, verschmitztes Lächeln auf. Dann weiss man: Der Autor hat wieder etwas ausgeheckt. Und er erzählt davon wie ein Kind, das einen Streich geplant hat.

Ein solcher Moment war auch, als Lewinsky mir vor etwa einem Jahr erstmals von seinem neuen Buch erzählte. Er blieb sehr vage, sagte nur, es werde etwas ganz Verrücktes, etwas völlig anderes, als man von ihm bisher gekannt habe. Mehr verriet er nicht, obwohl man ihm ansah, dass er das Geheimnis gerne geteilt hätte.

Nun ist es so weit, das Buch ist da – und tatsächlich: «Andersen» ist schräg, witzig und unheimlich, schlicht der originellste Schweizer Roman seit langem. So verblüffend und mitreissend das Buch ist, so sehr stellt das Buch den Kritiker vor ein Problem: Den Plot zu verraten, ist gleich aus zwei Gründen wenig opportun. Erstens klingt er dermassen abgedreht, ja unsinnig, dass eine kurze Zusammenfassung womöglich eher abschreckt als neugierig macht. Zweitens geht für den Leser ein Teil des Reizes verloren, wenn er bereits weiss, worum es geht. Deshalb sei die Inhaltsangabe auf ein Minimum beschränkt; wer sich die ganze Spannung aufrechterhalten möchte, dem sei empfohlen, an dieser Stelle mit dem Lesen aufzuhören und sich diesen Artikel aufzuheben für nach der Buchlektüre.

Der Fötus spricht

Im Zentrum des Geschehens steht ein Kriegsverbrecher, ein einstiger Verhörspezialist der Nazis, der mit hocheffizienten Foltermethoden den Gefangenen jedes Geheimnis entlockte. Kurz vor Ende des Kriegs gelang es ihm, eine neue Identität anzunehmen und fortan unter dem Namen Andersen unbehelligt zu leben. So weit, so unspektakulär – würde dieser Mensch am Anfang nicht verwirrt aus einer Art Koma erwachen, um dann langsam festzustellen, dass er ein Fötus ist und im Bauch einer ihm unbekanntem Frau heranwächst: Er ist die Wiedergeburt eines Bösewichts, dessen Erinnerungen nicht gelöscht worden sind.

Noch ungeboren, beginnt er sein Wissen als Folterknecht zu nutzen, um die Mutter mit gezielten Fusstritten in seinem Sinne zu manipulieren. Später, im Säuglingsalter, macht er die Eltern vollends zu seinen Sklaven, lässt sie dabei aber gekonnt im Glauben, ihre Erziehung sei geglückt.

Was am Anfang bloss wie ein lustiger Einfall erscheint, der an die Kinokomödie «Kuck mal, wer da spricht» (1989) mit John Travolta erinnert, wo ebenfalls ein Baby das Geschehen kommentiert, erweist sich je länger, je mehr als abgründige Satire, deren Ernsthaftigkeit laufend steigt.

Genialer Imitator

Hier kommt das absolut Böse in der Gestalt absoluter Unschuld daher, und Lewinsky schafft es erst noch, dass man sich als Leser mit diesem kleinen Monster solidarisiert.

Der Autor beschreibt mit höchster Akribie, wie durch Folter der Mensch am leichtesten zu steuern ist, wie er in seinem tiefsten Innern funktioniert, wo seine Schwachstellen liegen. Aber auch, was die Identität eines Menschen ausmacht, wie sie am besten unbemerkt zu wechseln ist. «Sich einen neuen Menschen auszudenken, ist leicht. Das Schwierige ist: den alten zu vergessen», sagt das Kind einmal.

Lewinsky erhebt damit das Böse zur Kunst. Einer Kunst, die erstaunliche Ähnlichkeiten mit

Das absolut Böse steckt in der Gestalt absoluter Unschuld.

jener des Autors selbst hat. Dies macht «Andersen» zum idealen Buch zu seinem 70. Geburtstag. Denn Charles Lewinsky ist kein Schriftsteller im gewohnten Sinn, sondern ein brillanter Schreibhandwerker, am ehesten vergleichbar mit dem Meisterkunstfälscher Wolfgang Beltracchi, der den Stil von bekannten Malern dermassen perfekt imitieren konnte, dass die Bilder jahrzehntelang für Originale gehalten wurden. Lewinsky kann erfolgreich Schlagertexte schreiben, eine Sitcom («Fascht e Famile»), Drehbücher («Ein ganz gewöhnlicher Jude»), ernsthafte Romane («Melnitz»), politische Essays, einfach alles. Er kann sich Stil und Genre beliebig aussuchen. In seinem Roman «Kastelau» hat er eine wissenschaftliche Arbeit samt Fussnoten dermassen brillant imitiert, dass man beim Lesen immer mal wieder geneigt war, bei Wikipedia nachzuschauen, ob es das vielleicht nicht doch tatsächlich gibt. Aber alles war erfunden. Textsammlungen wie «Schweizen» zeigen: Lewinsky ist der perfekte Imitator, man könnte ihn im Gotthelf- oder Thomas-Mann-Stil schreiben lassen, und auch Experten hätten Mühe, die Fälschung zu erkennen.

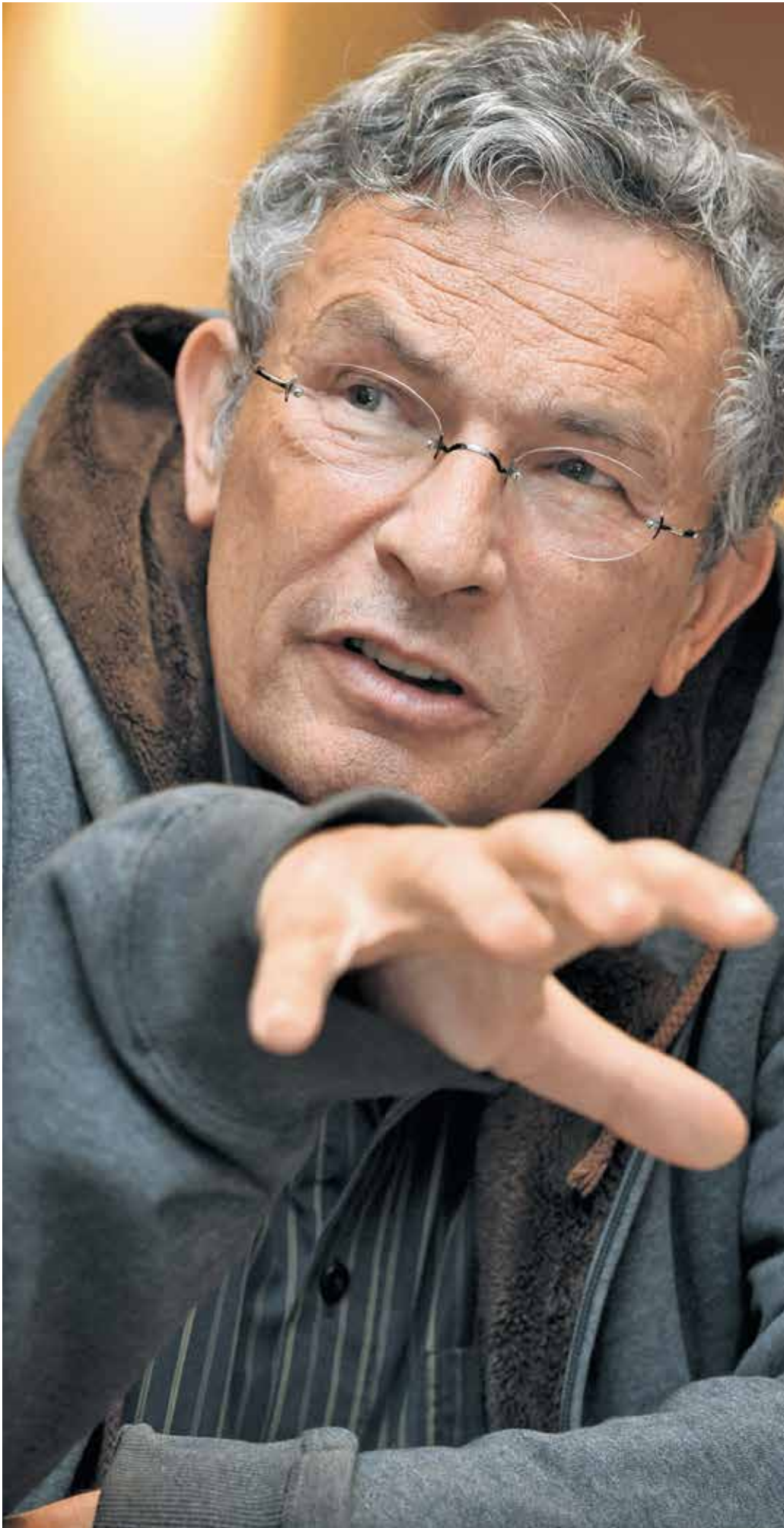
Gerade dass er das Handwerk dermassen gut beherrscht, dass er Unterhaltungsstücke mit derselben Verve schreibt wie Holocaust-Romane, das macht ihn für viele Kritiker suspekt. Überhaupt ist er stolz darauf, nicht greifbar zu sein, auch ausserhalb der Kunst: Linke haben ihn schon wegen eines Schlagertextes des Rassismus bezichtigt («Das chunnt eus spanisch vor»), andererseits trat er aus Protest gegen die Minarettinitiative der SP bei, spricht sich aber entgegen dem Parteiprogramm vehement gegen einen EU-Beitritt der Schweiz aus. Mit der Familiensaga «Melnitz» hat er den Standardroman über die Geschichte der Juden in der Schweiz geschrieben – Lewinsky wehrt sich allerdings dagegen, bloss als «jüdischer Autor» wahrgenommen zu werden.

Nun also dieser Roman mit einem Helden, der über ein ganz ähnliches Talent verfügt wie der Autor, für den aber Manipulation und Imitation kein Spiel sind, sondern teuflisches Werkzeug. Andersen ist ein Wesen ohne Gefühle («Wenn man sie zulässt, verliert man die Kontrolle»), das sich vor seiner Mutter und ihrer Brust ekelt und seine in allen Belangen durchschnittlichen Eltern verachtet. «Die totale Abhängigkeit von Menschen, die man nicht schätzt, ist schwer erträglich», ätzt das Kleinkind. Interessanterweise unterscheidet sich dieser Tyrann in seinem Verhalten gar nicht so sehr von vermeintlich normalen Kindern, die ebenfalls über die beeindruckende Fähigkeit verfügen, den Eltern ihren Willen aufzuzwingen.

Ist der Charakter angeboren?

Vor zwei Wochen verabredete ich mich mit Charles Lewinsky zu einem morgendlichen Kaffee; nun, da das Buch draussen war, konnte er frei darüber sprechen. «Wir haben ja keine Ahnung, was im Kopf dieser Zwerge vor sich geht. Es gibt die wahnsinnigsten Theorien dazu, aber das ist alles nur Spekulation», sagte er. Diese Dunkelstelle macht sich Lewinsky bei dem Buch zur Spielwiese. «Es ist verrückt, wie raffiniert bereits kleinste Kinder ihre Eltern manipulieren, den Vater anders als die Mutter, weil sie genau wissen, bei wem welche Taktik erfolgversprechender ist. Der Witz bei dem Buch ist, dass es jemand bewusst macht.»

Diskussionswürdig an dem Roman ist nicht die Hauptfigur, sondern die Grundannahme dahinter. Nämlich, dass das Böse schon von Geburt an im Menschen drinstecke, dass So-



«Die Idee war plötzlich da»: Schriftsteller Lewinsky.

zialisierung und Erziehung keinerlei Einfluss auf den Charakter hätten. Heute geht zwar die Forschung tatsächlich davon aus, dass ein grosser Teil des Charakters angeboren ist. Die Philosophin Hannah Arendt entwickelte allerdings in ihrer berühmt gewordenen Reportage «Eichmann in Jerusalem» die gegenteilige These, nämlich dass jeder noch so biedere Buchhalter zum Monster werden könne. Lewinsky lehnt dies ab. «Ich habe das mit der «Banalität des Bösen» nie geglaubt. Wenn man seine Kinder ansieht, so kommen sie fertig auf die Welt», sagt er, der zwei erwachsene Kinder hat. Doch natürlich spielten die Lebensumstände ebenfalls eine Rolle. Auch bei Andersen sei das Böse nicht aus dem Nichts gekommen, er sei ja eigentlich ein bemitleidenswerter Kerl, im Krieg verkrüppelt. «Gewisse Voraussetzungen sind nötig für solches Verhalten, der Nationalsozialismus mit all den dazugehörigen Grausamkeiten wäre ohne Niederlage der Deutschen im Ersten Weltkrieg und ohne Wirtschaftskrise nicht möglich gewesen.»

Der Plan geht auf

Die unvermeidliche Frage bei einem solch aussergewöhnlichen Buch: Wie kommt man auf diese Idee? «Bei meinen anderen Romanen hatte ich die Figur jahrelang im Kopf gehabt, bevor ich zu schreiben begann. Es dauerte jeweils lange, bis die Idee gereift war. Hier war es ganz anders: Die Idee war plötzlich da, und ich habe mich sofort an die Arbeit gemacht.»

Nun also wird Charles Lewinsky siebzig Jahre alt. Sein Geburtstag am 14. April 2016 ist schon lange durchgeplant: Vor drei Jahren hatte er entschieden, dass dann die Vernissage seines Buches stattfinden soll, das noch gar nicht geschrieben war. Auch das war so ein Streich, bei dem er jeweils dieses verschmitzte Lächeln aufsetzte, wenn er davon erzählte. Sein Plan ist aufgegangen. Das Buch ist da, die Vernissage inklusive Geburtstagsfeier im Theater Rigiblick ist seit Wochen ausgebucht, alt Bundesrat Moritz Leuenberger übernimmt die Moderation. «Es wird ein lustiger Abend», freut sich Lewinsky.

Schaut man zurück auf sein Lebenswerk, so hat Lewinsky fürwahr Grund, im grossen Stil zu feiern. Mit «Andersen» hat er sich nun noch einmal neu erfunden. Wer sich auf die aberwitzige Geschichte einlässt, wird reichlich belohnt: Das Buch entwickelt mit seinen Wendungen einen Sog, der bis zum letzten Wort anhält.

Charles Lewinsky: Andersen.
Nagel & Kimche. 400 S., Fr. 26.90



Ausweg aus der emotionalen Zerrissenheit: Autor Irving.

Literatur

Pendler zwischen den Gegensätzen

Wie um seinen obsessiven Hang zum Maskulinen zu kompensieren, hebt der passionierte Ringer und sich selbst kasteiende Fitness-Freak John Irving in seinem neuen Roman «Strasse der Wunder» zu einem Lob der Frauen an. *Von Pia Reinacher*

Im Mittelpunkt des beinahe 800 Seiten starken Buches «Strasse der Wunder» steht ein 54-jähriger Schriftsteller, der sich auf dem Flug nach den Philippinen in seine karge, traurige, ärmliche Kindheit in Mexiko zurückträumt. Um seinen zu hohen Blutdruck zu regulieren, nimmt er Betablocker – und Viagra, um seine Männlichkeit trotzdem aufrechtzuerhalten. Diese Mischung bringt es mit sich, dass er ab und zu in komatöse Schlaftrunkenheit verfällt. Im Dämmerzustand lässt er träumerisch die Bilder seiner Kindheit an sich vorbeiziehen: damals ein verarmtes Müllkippenkind, das vom Leben eine zweite Chance bekam.

Juan Diego ist nicht irgendwer, sondern ein ehemaliger, frühpensionierter Professor, der auch als Schriftsteller berühmt ist. Er halte sich nicht für so einen berühmten Autor, heisst es einmal in «Strasse der Wunder», dass ihn viele Leser erkennen würden; Menschen, die kein Buch von ihm gelesen hätten, erkennen ihn nie. Nur seine eingefleischten Fans identifizierten ihn mit einem untrüglichen Gespür: «Das waren überwiegend Frauen und vor allem ältere Frauen, doch zu den passioniertesten Leserinnen seiner Bücher gehörten auch viele Studentinnen.» Frauen, meint das Alter Ego Irvings, seien im Gegensatz zu Män-

nern enthusiastische Romanleserinnen. An dem Tag, an dem die Frauen aufhörten, zu lesen, an dem Tag sterbe der Roman. Warum das so sei, dazu habe er, Juan Diego, keine Erklärung anzubieten.

Leben auf der Müllkippe

Ganz anders allerdings der Erfinder dieser literarischen Kunstfigur. John Irving lässt sich in den vielen Interviews gerne über seine Leserinnen aus. Frauen über dreissig, meinte er einmal, hätten sich noch die ganze Fantasie ihrer Kindheit bewahrt und würden sie auch im Universum der Literatur wiederentdecken. Männer hingegen seien von einem gewissen Alter an nicht mehr an Fiktion, Spekulation, Erfindungen, Träumen und Fantasien interessiert. Sie wollten vor allem informiert werden. Interessant ist diese Ambiguität, mehr noch: dieses zerrissene Verhältnis zu männlichen und weiblichen Seiten, nicht nur, weil es sich als Sediment immer wieder und auch in Irvings neuestem Roman niederschlägt.

Der amerikanische Kultautor, der seit einigen Jahren in seiner Wahlheimat Toronto lebt, war das Kind eines Kampfpiloten. Seine Mutter, eine Krankenschwester, liess sich schon vor seiner Geburt scheiden und heiratete, als John Irving sechs war, einen Professor

für russische Literatur. Das war seine Rettung. Er sei zwar die ersten Jahre in einem reinen Frauenhaushalt aufgewachsen, bei Mutter, Grossmutter und Tanten. Seine Mutter verbot ihm jeden Kontakt mit dem leiblichen Vater – so dass Irving gegenüber Männern einen dumpfen Groll hegte.

Sein Stiefvater, mit dem er sich schon bald bestens verstand, glied aber alle emotionalen Stürme und gewitterhaft aufzuckenden Anfälle der Mutter aus. Mit elf entdeckte er einen Ausweg aus der emotionalen Zerrissenheit: das Ringen und das Schreiben. Beides brauche Disziplin und Technik. Und mit diesen Charaktereigenschaften entwickelte sich Irving zu einem Schriftsteller, dessen Bücher inzwischen weltweit von Massen von Lesern süchtig erwartet und verschlungen werden. Andererseits kompensiert und kultiviert er seinen aggressiven Männlichkeitskult mit zähem Körpertraining. Noch heute, im Alter von 74, verbringt er jeden Tag mit hartem Training in seinem Fitnessraum. Und als vor drei Jahren das Internationale Olympische Komitee (IOK) den Traditionssport Ringen wegen mangelnder Modernität aus dem Programm streichen wollte, schrieb er unter dem Titel «Rettet den Ringsport!» eine wilde Kampfschrift gegen das frivole Ansinnen.

Interessant ist, dass dieses Pendeln zwischen Weiblichkeit und Männlichkeit wie eine verborgene Grundwasserschicht seine Romane überflutet. Es ist das psychische Substrat, das seine Romane gründet und von dem seine Figuren zehren. Die beiden bitterarmen Geschwister, der hinkende Juan Diego und seine Schwester, die stumme Lupe, Kinder einer Prostituierten, die sie ausgesetzt hat, wachsen in Mexiko auf einer Müllkippe auf. Zwar haben sie nicht die geringste Chance auf eine normale Zukunft, aber sie machen das Beste daraus: Juan birgt eine zur Verbrennung bestimmte Klosterbibliothek aus dem Müll, bringt sich selbst das Lesen bei und ist von jetzt an der Welt

Erlöst werden sie von einem Jesuiten, der später einen Transvestiten heiratet.

der Romane verfallen. Seine Schwester, deren Zeichensprache nur vom Bruder entschlüsselt werden kann, ist hellstichtig und kapriziert sich darauf, das Schicksal anderer Leute vorauszusagen. Beide retten sich aus der abgrundtiefen Misere mit wild wuchernder Fantasie, einem Hang zum Magischen und einer unstillbaren Sehnsucht nach einem besseren Leben.

Magie, Wunderkräfte und Sex

Erlöst werden sie von einem Jesuiten mit Hang zur Selbstausspeisung, der später selbst vom guten Weg abkommt, einen Transvestiten heiratet und die beiden Kinder adoptiert. Als Scholastiker, als junger Jesuit in Ausbildung, war er für die Jesuitenschule und das Waisenhaus eingestellt worden – ein Ort der Ruhe und des Friedens und ein Ort der Rettung für die beiden Geschwister, die ins Waisenhaus aufgenommen werden und dem fatalen Schicksal auf der Müllkippe entkommen.

John Irving hat eine Geschichte voller Magie, irrationaler Wunderkräfte, haarnadelkurvenartiger Wendungen, praller, irrwitziger Einfälle, mit einer gehörigen Portion Sex und einem Stich ins Sozialkitschige geschrieben. Dass sie leicht zu konsumieren ist und sprachlich wenig Widerstand bietet, gehört zum Erfolgsrezept des Autors – ebenso wie die effektiv eingesetzten emotionalen Reize, die, dramaturgisch schlaue Kalkulation, für ein Wechselbad von heiss und kalt, für eine Dynamik von Spannung und Entspannung sorgen. So unreal die Befreiung der Geschwister aus dem Abgrund der Mülldeponie Oaxaca ist, so undurchschaubar sind die literarischen Mittel, die ein versöhnliches Ende herbeiführen. Irving erreicht auch mit dem neuen Schmöcker «Strasse der Wunder», was er als primäres Ziel seiner Literatur definiert: den Menschen emotional zu berühren und über die erzählerische Katharsis zu verändern.

John Irving: Strasse der Wunder. Diogenes. 781 S., Fr. 35.–

Krimi

Die Haie fressen ihn auf

Rechtzeitig zum Fifa-Skandal ist ein Thriller aus der Fussballwelt erschienen. Philip Kerrs «Der Wintertransfer» bietet herrliche Einsichten in eine blühende Branche. Von Wolfram Knorr

Das war endlich mal fällig: Nach Wett-skandalen, Korruption, Verhaftungen von Fifa-Funktionären, Steuerhinterziehung und Millionen-Dollar-Transfer-Deals ein Krimi aus dem Innersten der Fussballwelt. Klar, dass das nur jemand kann, der aus dem kulturellen Betriebssystem stammt, das sowohl den *whodunit* als auch den Fussball erfand – einer wie Philip Kerr, gebürtiger Schotte und brillanter Thriller-Autor («Das Wittgenstein-Programm»).

Im Mittelpunkt seines rasant erzählten «Wintertransfers» steht der Ich-Erzähler Scott Manson, Co-Trainer des fiktiven Premier-League-Klubs London City, dessen Trainer der Portugiese João Zarco ist. Zarco ist eine Art José Mourinho, eitel, laut, unverfroren, der nur im teuersten Outfit erscheint, das Training Manson überlässt, für die Spielphilosophie zuständig ist und diese seinen superteuren «Kleinkindern» nach einem verlorenen Spiel wütend erläutert: «Diese Philosophie lässt euch nicht im Stich, im Gegensatz zu Lenin oder Marx oder Nietzsche oder Tony Blair. Aber nicht mal sie kann mir erklären, wie man es fertigbringt, 3:4 zu verlieren, wenn man zur Halbzeit 3:0 vorne liegt. Ausgerechnet gegen Newcastle!» Und wenn dann ein Spieler aufmuckt, werden seine Ratschläge besonders apart: «Wenn du das unter Fussball verstehst, dann geh nach Eton oder Harrow oder zu einer der beiden anderen schwulen Schulmannschaften, wo sie Fussball spielen, weil sie in Wirklichkeit die Schlacht von Waterloo gewinnen wollen. Aber nicht zu London City. Geh und lutsch Schwänze bei der Fifa, vielleicht kriegst du von denen einen Fairplay-Preis. Das ist mir scheissegal.»

Und so geht es munter weiter, und Kerr schraubt sich bei der Schilderung der Spieler, der Frauen, des Coachs und undurchsichtiger Spielerberater fast hinauf in die Satire. Das ist glänzend und oft herrlich komisch. Kerrs Sarkasmus ist von besonderer Drastik, da es im britischen Fussball mit seinen reichlichen Koks- und Sexskandalen um einiges enthemmter zugeht als hierzulande. Leider wird der geliebte und gehasste Zarco ermordet aufgefunden und der Ich-Erzähler Manson vom Klubbesitzer – natürlich ein russischer Oligarch – aufgefordert, unabhängig von der Polizei zu ermitteln; denn mit der Krimi-Aufklärungsarbeit, die ja prima ist, beginnt man die delikaten Schimpftiraden Zarcos zu vermissen. So äussert er sich zum Ärger mancher Herren aus Katar über die WM-Vergabe an den Wüstenstaat mit tiefenpsychologischer Einsicht: «Man



Das Innerste der Fussballwelt.

weiss doch, dass Frauen es nicht leicht haben in einem arabischen Land. Da ist es ja schon ein Glück, dass das grösste Stadion in Katar wie eine riesige Vagina aussieht. Was für eine Ironie, dass die grösste Vagina der Welt jetzt in Katar ist. Ich mag Vaginas ja sehr. Mein Leben hat in einer angefangen, wissen Sie?»

Weniger korrupt?

Schade, dass der Oligarch mit nur vage angedeuteten dubiosen Beziehungen eher geschont zu werden scheint und Scott Manson eine Spur zu edel gezeichnet wird; seine Perfektion kann einem auf den Wecker gehen. Aber geschenkt, dank der immer wieder herrlichen Einsichten in die Fussballwelt – etwa der Kommentar eines Spieleragenten: «Was Sie jetzt nicht überraschen sollte – im Fussball gibt es doch mehr Geld zu verdienen als je zuvor. Er ist wie ein Wal, festgezurr an der Seite eines Schiffes, das Weltwirtschaft heisst. Mehr Geld heisst, dass mehr Haie an ihm fressen. Überlegen Sie mal: 2013 hat die British Telecom fast eine Milliarde Pfund für die Übertragung der Champions League und der übrigen Uefa-Wettbewerbe bezahlt. Und da glauben Sie allen Ernstes, Fussball ist heute weniger korrupt als früher?»

Philip Kerr: Der Wintertransfer. Tropen. 425 S., Fr. 19.90

Post von unten

DDR-Bürger machten ihrer Unzufriedenheit in Briefen an Partei und Staat Luft. Sie fütterten mit den Schreiben einen grotesken bürokratischen Apparat. Von Rolf Hürzeler

Die ideologische Schulung in der ehemaligen DDR trug nicht immer süsse Früchte: «Wie war es denn zur Hitlerzeit? Alle Menschen waren einer Gesinnung, weil es niemandem während dieser Zeit schlecht ging.» Diese Zeilen schrieben «25 Arbeiter und Angestellte eines Grossbetriebs» und schickten den Brief im Jahr 1968 anonym an den damaligen Innenminister Friedrich Dickel, einen Altkommunisten mit langjähriger Moskau-Erfahrung. Der Mann bekam die Zeilen nie persönlich zu Gesicht. Denn das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) fing den Brief ab und archivierte ihn wie Tausende anderer Schreiben, die DDR-Bürger an die Oberen im Arbeiter- und Bauernstaat richteten.

Der deutsche Politikwissenschaftler Siegfried Suckut sichtet dieses Material und fasste es zusammen in seinem Band «Volkes Stimmen: Ehrlich, aber deutlich» – Privatbriefe an die DDR-Regierung». Laut Suckut steckt hinter der Zensur ein schier unvorstellbares bürokratisches System: «Täglich prüften die Kontrolleure bis zu 100 000 Briefe. Ein Prüfkriterium waren äusserliche Merkmale der Sendungen wie fehlende Absenderangaben, ungewöhnliche Formate oder Verzierungen auf dem Umschlag.» All diese Post wurde abgefangen und gesichtet; das mag mit dazu beigetragen haben, dass sich die DDR-Spitze nie

ein richtiges Bild von der Stimmung im Volk machen konnte.

Im Einzelfall versuchten Stasi-Mitarbeiter, die Absender zu eruieren, besonders wenn sich die Kritik gegen die sowjetischen Verbündeten und ihre Rote Armee richteten. In jedem Fall landeten die Briefe später im Archiv und dienen heute als eine ergiebige Quelle, um die Befindlichkeit der damaligen DDR-Bürger zu verstehen.

Ängste vor der Freiheit

Die ideologische Bandbreite der Schreiben war immens. Sie reichte von nationalsozialistischen Blut-und-Boden-Bekennnissen bis hin zu den Kümernissen alter Genossen, die den Eindruck hatten, die DDR entwickle sich nicht ganz in die Richtung, wie sie es sich wünschten. «Viele Absender identifizierten sich mit dem Sozialismus, verzweifelten aber mit der Art und Weise, wie dieser verwirklicht wird», schreibt Suckut. Enttäuschte appellierten an das Klassenbewusstsein, das in der DDR abhandengekommen war: «Wir alten Arbeitergenossen haben gekämpft für einen Sozialismus, der sich vor allen Dingen für die Arbeiterklasse einsetzt. Was Ihr fördert, ist ein Staat, in dem die Intelligenz mehr denn je auf die Arbeiterklasse herabsieht.» Die meisten Briefe richteten sich an die Verantwortungs-

träger in Staat und Partei der DDR. Auch unveröffentlichte Leserbriefe blieben von der Zensur nicht verschont. Der Chefredaktor der auflagenstärksten DDR-Tageszeitung *Junge Welt* erinnerte sich nach der Wende, dass wöchentlich ein MfS-Mitarbeiter auf der Redaktion erschien, um die nicht veröffentlichte Leserpost abzuholen – und zu durchforsten.

In vielen Briefen ist zwar Bewunderung für den erfolgreichen westlichen Teil Deutschlands erkennbar. Dennoch schimmern Ängste vor den kapitalistischen Freiheiten durch. So schreiben «Drei Ostberliner, die mit grosser Besorgnis an die Zukunft unseres geliebten Vaterlandes Deutschland denken», an den Allgemeinen Studentenausschuss der Freien Universität Berlin: «Jetzt ist aber genug. Seit Wochen verfolgen wir mit wachsender Aufmerksamkeit Eure sogenannten Demonstrationen. Es ist ein Skandal, dass es so etwas unter Studenten gibt.» Laut Wissenschaftler Suckut konstatierten

Einzelne Bürger wandten sich an Prominente im Westen, von denen sie sich Zuspruch erhofften.

selbst «Opponenten der Parteidiktatur mit Genugtuung, dass ihre Staatsmacht vergleichbare Protestformen nicht akzeptieren würde». Der Politologe schreibt von einem «Sozialismus kleinbürgerlichen Zuschnitts».

Einzelne DDR-Bürger wandten sich an Prominente im Westen, von denen sie sich Zuspruch erhofften. Dazu gehört ein anonymes Brief aus dem Jahr 1970 aus Gera, der sich an «meinen lieben Vetter Willy Brandt», den ehemaligen Bundeskanzler, richtet: «Was ist die DDR? Ein K.Z. und die Menschen darin sind alle Sklaven. Erkennt die DDR nicht an! Ihr habt keinen Nutzen – wir aber sind dann ganz vogelfrei.» Im Einzelfall kommt statt Unterwürfigkeit herzhaftes Empörung über die Annäherungspolitik Bonns gegenüber dem Osten zum Ausdruck: «Herr Strauss ist auch nicht gerade unser Fall, aber besser als solche Idioten wie Schmidt, Genscher, Wehner usw. ...» Gezeichnet: «Die DDR-Nordlichter!»

Mitunter muten die Ausführungen frustrierter DDR-Bürger geradezu rührend an; man spürt eine verzweifelte Naivität, etwa im seitenlangen Schreiben von «Arbeitern in einem Grossbetrieb», die sich an die SED-Bezirkszeitung *Freiheit* wandten: «Nein, dass ist keine Heimat für uns, wo so viel Schlendrian und Schmarotzertum bestehen. Wir lieben eine Heimat, wo man seine Leute selbst wählen kann und diese dann auch entsprechende Leistung zeigen, wozu der Sozialismus fähig wäre, nicht aber zu einem Murks auf der ganzen Linie.»

Siegfried Suckut: Volkes Stimmen. «Ehrlich, aber deutlich» – Privatbriefe an die DDR-Regierung. DTV. 576 S., Fr. 38.90



«Murks auf der ganzen Linie»: Stasi-Mitarbeiter kontrolliert die Zuschriften.

Kritiker auf Kreuzzug

Mit seinem neuen Buch und auf seiner Facebook-Seite mischt der Star-Ökonom und Ex-Arbeitsminister Robert Reich den amerikanischen Wahlkampf auf. *Von Markus Schär*



«Regeln erschaffen Märkte, und Regierungen machen die Regeln»: Ökonom Reich.

Er finde keine Zeit für ein Gespräch, begründet Robert Reich seine Absage. Er müsse als Dozent im kalifornischen Berkeley nicht weniger als 820 *undergraduates* unterrichten. Und er will vor allem als Mentor im Wahlkampf um die Präsidentschaftskandidatur mitmischen. Dafür nimmt er sich viel Zeit: Auf seiner Facebook-Seite – «1177 519 Personen gefällt das» – stellt er täglich mehrere Posts zur Debatte, hält jeden Donnerstag eine Live-Sprechstunde, gibt Kurzvorlesungen zur Wirtschaftspolitik. Dabei kämpft der berühmte Professor nur für eine These: «Hillary Clinton ist die beste Präsidentin für das System, in dem wir leben. Bernie Sanders ist der beste Präsident für das System, das wir brauchen.»

Gegen die Kandidatin von Wall Street

Das meint Robert Reich nicht als Kompliment für die Kandidatin, welche die Demokraten wohl in die Wahl schicken. Denn er lehnt das System ab, für das sie steht. «Hillary Clinton», schimpft er auf Facebook, «ist das Epizentrum dieses Komplexes von Konzernen und Wall Street in der Demokratischen Partei, der schon viel zu viel Einfluss auf die Regierungen von Bill Clinton und Barack Obama genoss.» Er stimmt denn auch dem Journalisten Ryan Lizza zu, der im *New Yorker* schrieb, die «Spaltung der Demokraten» – zwischen einem Flü-

gel, der populistisch für Regulierung und gegen Wall Street kämpft, und einem andern Flügel, der für Laisser-faire, Defizitreduktion und damit Wall Street steht – habe bereits in der Zeit von Bill Clinton begonnen.

Ausgerechnet Robert Reich streitet als Vordenker für Bernie Sanders – gegen Hillary Clinton! Der bald Siebzigjährige pflegte mit Bill und Hillary seit den Studienzeiten eine enge Freundschaft und diente in der ersten Amtszeit von Bill Clinton (1992–1996) als Arbeitsminister. Darüber schrieb er ein Tagebuch, «Locked in the Cabinet», eines der klügsten und auch lustigsten Bücher über Politik. (Der Titel ist durchaus wörtlich zu nehmen: Der wegen einer Knochenkrankheit Kleingewachsene erzählt auch, wie er in einem «Kabinett» eingeschlossen wurde und daraus herauskriechen musste.) Die Lektüre lohnt sich immer noch, nicht nur wegen der literarischen Qualität, sondern auch wegen der historischen Reminiszenzen: Die Spaltung der Demokraten zeigte sich tatsächlich am Kabinettstisch, wo der Arbeitsminister gegen die Finanzminister Lloyd Bentsen und Robert Rubin (vorher und nachher Goldman Sachs) focht.

Schade also, dass Robert Reich auf seinem Kreuzzug keine Zeit für ausländische Medien findet – die seinem Kandidaten keine Stimmen bringen. Immerhin können alle nach-

lesen, wie er denkt: in seinem neusten Buch «Saving Capitalism. For the Many, Not the Few». (Die Ähnlichkeit des Untertitels mit dem Wahlspruch der SP Schweiz ist Zufall – im Gegensatz zu den Sozialdemokraten tritt der Starökonom überzeugt für die Marktwirtschaft ein, wenn sie allen dient.)

Glasklar legt Robert Reich dar, um was es geht: nicht um die Schaukämpfe Staat versus Markt oder einen starken versus einen schwachen Staat. Denn den Markt gibt es nur dank dem Staat: «Regeln erschaffen Märkte, und Regierungen machen die Regeln.» Es kommt also darauf an, wer die Regeln für die Märkte macht. Und in der Politik der USA zeigte sich in den letzten Jahrzehnten, was der Ökonomeprofessor mit einer poetischen Metapher ausdrückt: «Die unsichtbare Hand der Märkte hängt an einem muskulösen Arm, der für die Reichen handelt.»

Mit seinen Regeln muss der Staat Antworten auf fünf Fragen bieten, etwa erstens zum Eigentum: Was kann man besitzen? Dabei geht es heute meist um intellektuelles Eigentum, also um Patente oder um Copyright – umstrittene Fragen vor allem in der Biotech. Zweitens

«Bernie Sanders ist der beste Präsident für das System, das wir brauchen.»

zum Monopol: Wie viel Marktmacht lässt der Staat zu? Das Problem stellt sich beim Agrarkonzern Monsanto oder bei Webgiganten wie Apple oder Google, vor allem aber bei den Grossbanken. Drittens zu den Verträgen: Was kann man tauschen, zu welchen Bedingungen? Diese sind oft nicht fair, etwa wenn Banker oder Topmanager Insider-Informationen nutzen. Viertens zum Konkurs: Was geschieht, wenn Käufer nicht zahlen können? Die Banken, die *too big to fail* sind, musste der Staat retten – der Marktanteil der fünf grössten wucherte nach der Krise von 2008 von 25 auf 45 Prozent. Fünftens zur Regulierung: Wie setzt der Staat durch, dass sich alle an die Regeln halten?

«Einkommen und Vermögen hängen zunehmend davon ab, wer die Macht hat, die Spielregeln zu schreiben», stellt der Ökonom fest. Und schon seit seiner Zeit als ohnmächtiger Arbeitsminister ballt sich diese Macht bei den Banken und den Konzernen, die ihre Leute in den Kongress oder gar in die Regierung schicken. Die fünf Bankgiganten von Goldman Sachs bis UBS zahlten bereits die Kampagnen von Barack Obama, und sie zahlen jetzt jene von Hillary Clinton. Dagegen kämpft Robert Reich nur kraft seines Geistes. Kein Wunder, dass er sonst für nichts Zeit findet.

Robert B. Reich: Saving Capitalism. For the Many, Not the Few. Knopf Doubleday. 304 S., Fr. 34.–
Locked in the Cabinet. Vintage. 368 S., Fr. 21.–

Alle Macht den Grossmüttern

Erica Jong, Autorin des feministischen Klassikers «Angst vorm Fliegen» und des neuen Romans «Angst vorm Sterben», über Sex im Alter, Donald Trump als Hitler und über Pinguine.

Von Sacha Verna

Erica Jong, geboren 1942, ist seit der Veröffentlichung ihres ersten Romans 1973 eine Ikone der Frauenemanzipation und der sexuellen Revolution. «Angst vorm Fliegen» verkaufte sich weltweit über 27 Millionen Mal und gilt heute als Klassiker der feministischen Literatur. «Angst vorm Sterben» ist Erica Jongs neuester Roman. Die Autorin lebt mit ihrem vierten Ehemann und zwei Pudeln an New Yorks Upper East Side.

Erica Jong, Sie haben sich mit einer Passage in Ihrem neuen Roman «Angst vorm Sterben» beinahe den berühmtesten «Bad Sex in Fiction Award» erscriben, den Preis für die schlechteste literarische Sexszene des Jahres, den die britische Zeitschrift *Literary Review* jeweils vergibt. Was halten Sie davon?

(Lacht laut): Derlei kümmert mich nicht im Geringsten. Die haben doch keine Ahnung.

Wovon? Vom Schreiben über Sex?

Davon, dass Frauen über sechzig sich nicht einfach in geschlechtslose Schatten verwandeln, sondern im Gegenteil im Bett jede Menge, ja vermutlich viel mehr Spass haben als ihre Enkel. Es gibt seit je nur zwei Themen in der Literatur: die Liebe und den Tod. Neu ist, dass nun endlich auch Frauen, und zwar jedes Alters, ihren Gefühlen darüber Ausdruck verleihen. Dies zu akzeptieren, fällt vielen schwer. Kein Wunder, schliesslich wird unsere Gesellschaft seit Jahrhunderten von alten Männern regiert. Es ist an der Zeit, dass Frauen ans Ruder kommen.

Alte Frauen?

Unbedingt. Wir sollten uns ein Beispiel an den amerikanischen Ureinwohnern nehmen. Bei denen entschied ein Rat von Grossmüttern über Krieg und Frieden. Die Männer kämpften, aber die Grossmütter entschieden, wann.

Warum sollten Grossmütter weiser sein als Männer?

Frauen spenden Leben. Sie wissen den Wert des Lebens weit mehr zu schätzen als Männer. Grossmütter betrachten alle Kinder der Welt als ihre eigenen und sind entsprechend bereit, für sie – die Kinder und die Welt – zu sorgen. Männer bleiben Sklaven ihres Penis, bis sie umkippen. Frauen hingegen stossen auf ungeahnte Energiequellen, haben sie die Wechseljahre erst

einmal hinter sich. Schauen Sie sich Hillary Clinton an.

Die US-amerikanische Präsidentschaftskandidatin ist bald zweifache Grossmutter.

Sie verströmt ein Selbstbewusstsein, wie es nur Frauen gelingt, die ihr Potenzial erkannt haben. Wir brauchen jemanden im Weissen Haus, der dem Leben verpflichtet ist, und das sind Frauen nun einmal mehr als Männer. Ein anderes Beispiel ist Angela Merkel.

Wäre ein Aufstieg wie der Donald Trumps in Deutschland heute möglich?

Ich weiss es nicht. Aber ich weiss, dass Trump ein klassischer Demagoge ist. Erst gestern Abend sah ich ihn wieder im Fernsehen. Er ist wie Hitler: Wenn er das Publikum einmal in seinen Bann geschlagen hat, hört er nicht mehr auf. Er redete fünfzig, sechzig, siebenzig Minuten lang ununterbrochen, und dabei verhöhnte er sogar manche seiner Zuschauer.



«Ich bin gegen jede Art von Religion»: Autorin Jong.

Sie ist keine Grossmutter ...

Ich meine mit «Grossmüttern» nicht nur biologische, sondern alle Grossmütter im Geiste. Angela Merkel zeigt der Welt, wie leistungsfähig Frauen sind – phänomenal. Deutschland ist das politisch und wirtschaftlich stärkste Land Europas. Es ist auch das Land, das in den vergangenen Monaten am meisten Flüchtlinge aufgenommen hat. Es hat seine Nazi-Vergangenheit hinter sich gelassen und klärt die Kinder in der Schule früher als überall sonst über die Entstehung und die Gefahren des Faschismus auf. Deutschland verdankt seinen Erfolg seinem Bildungssystem und der Tatsache, dass Frauen wie Angela Merkel Führungsrollen spielen.

er. Er ist von einer unsäglichen Arroganz und ein skrupelloser Lügner. Aber die Medien machen sich ja nicht die Mühe, den Wahrheitsgehalt von Trumps Aussagen zu überprüfen.

Doch, Zeitungen wie die *New York Times* und die *Washington Post* haben das sogar mehrfach getan.

Dennoch sind die Medien mitschuldig an Trumps Erfolg. Vor allem das Fernsehen. Den Kabelsendern läuft das Publikum davon, für sie ist Trump ein Geschenk Gottes. Er bringt die ersehnten Einschaltquoten. Hätten sie Trump am Anfang nicht so viel Aufmerksamkeit geschenkt, wäre er nie und nimmer da, wo er jetzt ist. Nun machen sie einfach weiter. Das ist eine «Murdochisierung» der Presse.

Sie spielen auf den Unternehmer Rupert Murdoch an, dem vorgeworfen wird, mit seinem Medienimperium seine neokonservative Weltanschauung zu verbreiten.

Es geht um immer noch fettere Schlagzeilen, immer noch höhere Einschaltquoten und noch mehr Profit. Donald Trump nützt die Medien aus, und die Medien nützen ihn aus. Und wenn wir schon beim Sensationsjournalismus sind: Zum Widerwärtigsten gehören die Artikel über prominente Frauen, die gerade ein Kind bekommen haben, in denen dann deren Dehnungsstreifen in Grossaufnahme gezeigt werden. Unsere Gesellschaft ist sex- und imagebesessen.

Wie in «Angst vorm Sterben». Haben Sie Vanessa Wonderman deshalb zu einer sechzigjährigen Schauspielerin gemacht, die ihrem guten Aussehen nachtrauert und Sex mit Jungbleiben verwechselt?

Ja. Schauspielerinnen stehen für Schönheit, Sex und Jugend. Zum Glück wehren sich immer mehr von ihnen gegen solche Zwangsjacken – Meryl Streep etwa, Jennifer Lawrence und Amy Schumer. Haben Sie «Trainwreck» gesehen?

Ja. Auf Deutsch hiess Amy Schumers letzter Film «Dating Queen».

Eine grossartige Komödie. Man lernt eine Menge über das Selbstverständnis junger Frauen im Jahr 2015.

Zum Beispiel?

Dass Frauen noch immer erwarten, von Männern schlecht behandelt zu werden, und geradezu misstrauisch reagieren, wenn sich einer zur Abwechslung mal anständig benimmt.

Was halten Sie von «Fifty Shades of Grey»? Mit der Romantrilogie wurde die Verherrlichung weiblicher Unterwerfung zum Weltbestseller.

Es schockiert mich, dass Millionen von Frauen den Gedanken aufregend finden, ihren Orgasmus Männern zu überlassen.

Im Tausch gegen Designer-Jeans...

Die Frau sagt damit: «Ich habe keine sexuellen Sehnsüchte. Ich trage keine Verantwortung. Ich brauche mich nicht schuldig zu fühlen, weil jemand anderes über mich verfügt.» Das ist wie die Vergewaltigungsfantasie: «Ich wollte nicht, er hat mich dazu gezwungen!» Wieso wir Sex noch immer mit einem schlechten Gewissen verbinden, ist mir ein Rätsel.

Sie haben 1973 in Ihrem ersten Roman gegen diese Art von Schuldgefühlen und Unterwerfung angeschrieben. In «Angst vorm Fliegen» nimmt die Heldin Isadora Wing ihr Sexleben selbst in die Hand.

Natürlich. Seither gelte ich als Sexbuch-Autorin, was lächerlich ist. Isadora war für mich einfach eine Frau mit einem gesunden Verhältnis zu ihrem Körper und zu ihren sexuellen Begierden.

«Angst vorm Fliegen» gilt inzwischen als Klassiker der feministischen Literatur. Ihre Botschaft scheint allerdings nicht angekommen zu sein. Was haben die Feministinnen Ihrer Generation falsch gemacht?

Wir haben zu wenig auf unsere Stärke vertraut. Wir liessen uns vom Sex ablenken und nahmen Männer zu ernst, indem wir sie zu unserem Feind erklärten. Manche Männer sind ganz in Ordnung. Aber sie bleiben gerne unter sich. Deshalb brauchen wir ein Quotensystem, wenn wir wirklich etwas verändern wollen. Quoten in der Bildung, in der Wirtschaft und in der Politik. Dass nur 20 Prozent der amerikanischen Kongressabgeordneten Frauen sind, obwohl wir 52 Prozent der Bevölkerung stellen, ist ein Skandal.

«Angst vorm Sterben» endet in Indien, wo Vanessa – geläutert und endlich glücklich in den Armen ihres achzigjährigen Gatten – als Ikone der Frauenemanzipation gefeiert wird. Wie gut eignet sich der Feminismus westlicher Prägung zum Export?

Gute Frage. Erst neulich schickte mir eine Freundin einen Film über Frauen in Afghanistan, die gezwungen sind, sogar während der Geburt ihrer Kinder die Burka zu tragen,

Wir liessen uns vom Sex ablenken und nahmen Männer zu ernst, indem wir sie zum Feind erklärten.

und die gesteinigt werden, wenn sie auch nur das Netz über ihren Augen heben. Stellen Sie sich das einmal vor! Der religiöse Fundamentalismus ist die grösste Gefahr für unsere Welt, egal, ob islamischer, jüdischer oder christlicher Fundamentalismus. Ich bin gegen jede Art von Religion. Die meisten Religionen sind ohnehin nur ein weiteres Instrument zur Unterdrückung der Frauen. Und Gesellschaften, in denen Frauen unterdrückt werden, schaden sich selber. Das hat die Geschichte mehrfach bewiesen.

Dann lautet Ihr Rezept für die Zukunft: weniger Gott, mehr Grossmütter?

(Lacht) Genau. Und endlich eine Gleichberechtigung, die diesen Namen verdient. Ich bin soeben von einer Reise aus der Antarktis zurückgekehrt. Bei den Pinguinen dort herrscht strikte Gleichberechtigung. Männchen und Weibchen wechseln sich beim Ausbrüten der Eier und bei der Futterbeschaffung ab. Sobald die Kleinen gross genug sind, kommen sie zu anderen Jungtieren in eine Krippe, während die Alten zusammen weiter für Nahrung sorgen. Stellen Sie sich vor, wozu die Menschheit imstande wäre, wenn sie sich ebenso organisieren würde!

Erica Jong: Angst vorm Sterben. Roman. Aus dem Amerikanischen von Tanja Handels. S. Fischer, Frankfurt a.M. 2015. 368 S., Fr. 28.90

Deutsch

Es & es

Aus dem erstaunlich abwechslungsreichen Leben eines Pronomens. Von Max Wey

Sigmund Freud hat über das Es, das Unbewusste, geschrieben. Stephen King hat «Es» geschrieben, einen Roman über ein Monster, das, unter anderem in Gestalt eines Clowns, Kinder terrorisiert. Das waren die grossen Es. Es gibt aber auch das kleine unscheinbare Zweibuchstabenwort «es», das Personalpronomen, wenig beachtet, aber häufig verwendet und vielseitig einsetzbar. Es nimmt sich nicht so wichtig, nur manchmal stört es ein bisschen, etwa, wenn es heisst: Er hat ein Verfahren am Hals, aber er spricht nicht gern über es (statt: darüber). Sonst aber gibt es sich diskret. Es drängt sich nicht ungebeten in die Sätze. Seine Devise scheint zu sein: «Wenn ihr mich braucht, gut, wenn nicht, auch gut.» Mir gefällt (es), wenn ich gebraucht werde, und ich bedaure (es), wenn dies nicht der Fall ist.

In vielen Fällen aber ist es schlicht unentbehrlich: Es wurde viel gelacht. Freut es dich? Es geht. Dem habe ich es aber gegeben. Sie ist erfolgreich und wird es bleiben. In diesem Buch wimmelt es von Fehlern. Wie hältst du es mit der Religion? Eh er sich's versah, war er Abteilungsleiter. Er hatte es auf mich abgesehen. Er wird es weit bringen. Er meint es gut. Sie hat es ihn fühlen lassen. Sie tanzten, dass es eine wahre Pracht war. Es klopft an der Tür. Wer ist es? Es wird Regen geben. Du sagst es. Sie legt es nicht darauf an, beliebt zu sein. Es heisst, dass sie eitel ist.

«Es war einmal...»

Sehr selten gelingt es unserem Pronömchen, den Sinn eines Satzes zu ändern. Dann freut es sich spitzbübisch. Ein Beispiel: Der Assistent konnte nicht erwarten, zu diesem Abendessen eingeladen zu werden. Oder: Der Assistent konnte es nicht erwarten, zu diesem Abendessen eingeladen zu werden. Im ersten Fall rechnete der Assistent nicht damit, eingeladen zu werden; im zweiten Fall konnte er sich Hoffnungen machen.

Und flugs wird unser Pronomen übermütig. «So unwichtig bin ich gar nicht», sagt es sich dann. «Seht euch die grossen Dichter an, sie stellen mich an den Anfang des Satzes»: «Es irrt der Mensch, solange er strebt» (Goethe). «Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt» (Schiller). «Es ist was es ist / sagt die Liebe» (Erich Fried). Und wie beginnen denn viele Märchen? Richtig: «Es war einmal...» Wenn Sie dies alles nicht interessiert, haben Sie es vielleicht nicht so mit der deutschen Sprache.

Top 10

Knorr's Liste

1	Room	★★★★★
	Regie: Lenny Abrahamson	
2	The Revenant	★★★★★
	Regie: Alejandro González Iñárritu	
3	Batman v Superman	★★★★☆
	Regie: Zack Snyder	
4	Zootopia	★★★★☆
	Regie: B. Howard / R. Moore / J. Bush	
5	Spotlight	★★★★☆
	Regie: Tom McCarthy	
6	Chocolat	★★★★☆
	Regie: Roschdy Zem	
7	Hail, Caesar!	★★★★☆
	Regie: Joel & Ethan Coen	
8	Son of Saul	★★★☆☆
	Regie: László Nemes	
9	Trumbo	★★★☆☆
	Regie: Jay Roach	
10	Deadpool	★★★☆☆
	Regie: Tim Miller	

Kinozuschauer

1 (-)	Batman v Superman	48 886
	Regie: Zack Snyder	
2 (-)	Kung Fu Panda 3	20 272
	Regie: Alessandro Carloni, Jennifer Yuh	
3 (-)	Zootopia	19 530
	Regie: B. Howard / R. Moore / J. Bush	
4 (-)	The Divergent Series: Allegiant	10 062
	Regie: Robert Schwentke	
5 (-)	My Big Fat Greek Wedding 2	8 915
	Regie: Kirk Jones	
6 (-)	London Has Fallen	7 588
	Regie: Babak Najafi	
7 (2)	Der geilste Tag	6 996
	Regie: Florian David Fitz	
8 (3)	Dirty Grandpa	4 573
	Regie: Dan Mazer	
9 (-)	Room	4 562
	Regie: Lenny Abrahamson	
10 (1)	Deadpool	4 388
	Regie: Tim Miller	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Game of Thrones – Staffel 5 (Warner)
2 (-)	Heidi (Impuls)
3 (-)	Arlo & Spot (Disney)
4 (2)	Schellen-Ursli (Frenetic)
5 (1)	007 Spectre (Fox)
6 (3)	The Last Witch Hunter (Ascot)
7 (-)	Pan (Warner)
8 (4)	Fack Ju Göthe 2 (Rainbow)
9 (5)	Alles steht kopf (Disney)
10 (6)	Der Marsianer – Rettet Mark Watney (Fox)

Quelle: Media Control



Bebrillte Flattermotte: Taron Egerton als «Eddie the Eagle».

Kino

Gimpel auf der Piste

Die Komödie «Eddie the Eagle» ist eine wahre Geschichte: 1988 wurde in Calgary ein britischer Skispringer zur Lachnummer – und zum Medienstar. Von Wolfram Knorr

Eddie, du bist kein Athlet», fleht ihn der Vater an, doch dem Filius ist das wurscht. Seit seiner Kindheit träumt er davon, ein richtiger Olympionike zu werden. Dabei fehlt ihm dafür jegliche Qualifikation. Schon seine irdische Hülle entspricht hinten und vorne nicht der getunten Erscheinung eines Profisportlers: Klein, pummelig, dicke Brillengläser – und trotzdem sieht er darin kein nachrangiges, wettbewerbsunfähiges Gefäss. Der Sportsgeist ist es doch, der rauf und runter beschworen wird! Mag das pure Heuchelei sein, den britischen Sport-Schwejk stört das nicht, und so gelingt ihm das Unmögliche: die Teilnahme an der Winterolympiade.

Kein Witz. Was wie eine Schelmenstory anmutet, ist wahr. Michael «Eddie» Edwards, ein Stuckateur aus Cheltenham, bohrte sich mit der Beharrlichkeit eines Mehlwurms 1984 in die mickrige britische Olympia-Skimannschaft. Zwar wurde er schnell wieder wegen seiner mangelnden Fahrkünste aus dem Kader geschmissen, machte aber einfach weiter. Kurzerhand wechselte er zum Skispringen, denn in dieser Disziplin gab es keine Mannschaft, er war der einzige Brite. Und so rauschte er 1988 in Calgary über die Rampe hinunter in die Tiefe und wurde mit Abstand Letzter. Nach erstem Kopfschütteln wurde «Eddie the Eagle» zum Medienstar, der dem technokratisch immer

ausgefeilteren Rekordwahn des olympischen Sportbusiness eine Narrennase drehte. Der Fall erinnert ein wenig an das jamaikanische Bobteam, das ebenfalls in Calgary für Heiterkeit sorgte und dessen Olympia-Teilnahme 1994 als Klamauk verfilmt wurde («Cool Runnings»).

«Eddie the Eagle» von Dexter Fletcher ist natürlich ähnlich, spielt aber, ziemlich gekonnt, mit den Motiven der klassischen Komödie, mit dem ahnungslosen, «blinden» Gimpel als Held, der über dem drohenden Absturz tanzt, und einigen «realistischen» Trabanten, die um ihn sausen, ihn aber nicht von seiner «Blindheit» heilen können. Um dieses Komödienprinzip durchzuspielen, erfanden Fletcher und seine Autoren Sean Macaulay und Simon Kelton eine Figur hinzu, den versoffenen Trainer Bronson Peary (Hugh Jackman), der sich mit hemdsärmeliger Gschafthuberei des mickrigen Knaben annimmt; erst aus Spott, dann aus Zuneigung. Da gelingen Fletcher herrlich situationskomische Momente, etwa wenn sich Eddie, allen Mahnungen widersetzend (wegen der böigen Winde), auf die Grossschanze wagt – und den Sprung ohne Sturz meistert.

Taron Egerton («Kingsman: The Secret Service») als bebrillte Flattermotte Eddie, die mit beschlagenen Gläsern das Licht des Erfolgs umschwirrt, ist eine Entdeckung, aber auch Edvin Andre als finnischer Superspringer

Matti Nykänen, der offenbar ein Spinner erster Güte war, sorgt für skurrile Szenen. Der Sport-Vorbildcharakter wird da ordentlich zerzaust. Für alle, die den medialen Sportwahn gelinde gesagt für übertrieben halten, ist «Eddie the Eagle» ein grosses Vergnügen – aber für den Rest sicher auch. ★★★★★

Weitere Premieren

Mon roi — Nach einem schweren Unfall lässt Tony (Emmanuelle Bercot) in einer Reha-Klinik ihre Beziehung zu Georgio (Vincent Cassel) Revue passieren, und der Zuschauer wird Zeuge eines exzessiven Klischeegewitters. Er ist exaltiert bis zum Anschlag, ein egoman-einfallreicher Verführer, sie ein gefühlsforcierter, wild enthemmter Glüh-Kolibri. Maïwenns («Polisse») wüstes Temperamentsgewitter und Emotions-Tandaradei, das auch den Beziehungskerker aufregend findet, ist letztlich dann doch ziemlich nervig. ★★★★★

Miss You Already — Allmählich gehen sie einem auf den Keks, jene Filme, in denen Freundschaften durch eine plötzlich auftretende Krebserkrankung auf den Prüfstand gestellt werden. Jess (Drew Barrymore) und Milly (Toni Collette) kennen sich seit Schulzeiten. Jess ist unangepasst, direkt, lebt auf einem Hausboot. Milly ist sehr erfolgreich, hat zwei



Gaaaanz intensiv: «Miss You Already».

Fragen Sie Knorr

Im neuen Superheldenfilm «Batman v Superman: Dawn of Justice» kommt eine Superheldin hinzu, die mich irritierte. Dann hab ich erfahren, dass es sich um Wonder Woman handelt. Wo kommt die denn her? R. K., Herzogenbuchsee



Wonder Woman wurde aus Motiven der griechisch-römischen Mythologie zusammengeschildert und vom Kinderpsychologen (!) William Moulton Marston erdacht, der den schlechten Einfluss der Comics auf Kinder beklagte. Max Gaines, Herausgeber der

Kinder und erkrankt an Krebs. Es kommt zum Streit, aber man kann's nicht ohne, man findet wieder zusammen, und die Freundschaft ist jetzt gaaaanz, gaaaanz intensiv. Regisseurin Catherine Hardwicke trifft in keiner Szene einen ehrlichen Ton. ★★☆☆☆

10 Cloverfield Lane — Soll ein Sequel von «Cloverfield» sein und mixt Katastrophe mit Entführung und Horror im Käfig tief unter der Erde. Hübsch gemacht, und John Goodman ist ein prima Spinner. ★★★★★



Horror im Käfig: «10 Cloverfield Lane».

Lolo — Wieso Julie Delpy immer wieder mal mit Woody Allen verglichen wird, bleibt schleierhaft. Ihre Filme, wie «2 Days in New York», sind nur nervtötend exaltiert und durch und durch verlogen. Ihr neues Opus ist eher noch schlimmer. Violette (Julie Delpy) lernt in Biarritz den Provinzler Jean-René (Dany Boon) kennen und verliebt sich in ihn – weil er so anders ist als die Pariser Männer, mit denen sie es bisher zu tun hatte. Ihr Filius Lolo (Vincent Lacoste) sieht im neuen Mama-Lover einen Nebenbuhler und macht den Kerl madig, wo er nur kann. Recht hat er, auch wenn er selber ein Kotzbrocken ist. Hier stimmt aber auch gar nichts mehr. Delpy bemüht sich quälend als «Stadtneurotikerin» und ist – Pardon – einfach nur grauenvoll dämlich. ★★★★★

All-American Comics, forderte ihn darauf auf, mit einem Eigenentwurf dagegenzuhalten. Heraus kam Wonder Woman! Ob sie tatsächlich dem Hirn des Seelenklempners entsprang oder doch eher der Feder des Zeichners Harry G. Peter (die erste Ausgabe erschien 1941), liegt im Nebel der Comic-Legenden. Auf jeden Fall hielt Marston sich mit seiner Kreation für den ersten Feministen. Er ist auch der Erfinder des Lügendetektors.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

The Birth of a Band

Von Peter Rüedi

Jazz ist eine Kunst, in der die Funken aus dem Moment geschlagen, die spontanen Einfälle kurzgeschlossen werden. Im Prinzip. Wer aber daraus ableitet, grössere Orchester, die mit längeren ausgeschriebenen, arrangierten Strukturen arbeiten, gehörten nur bedingt zur Gattung, sollte sich diese Trouvaille unbedingt anhören: den tontechnisch etwas amateurhaft improvisierten, dennoch aber erstaunlich kompletten allerersten Mitschnitt einer Band, die all solche Vorurteile in einem wilden emotionalen Sturm wegfeigt. Am 7. Februar 1966 drängte sich das Thad Jones/Mel Lewis Orchestra zum ersten Mal auf die Kleinstbühne des New Yorker Klubs «Village Vanguard». Jones war ein auch als Solist ungewöhnlich strukturiert spielender schwarzer Trompeter und ein langjähriger Arrangeur für Count Basie, Lewis ein differenzierter, enorm swingender Drummer (u. a. von Stan Kenton). Mit der Band, die sie aus den besten Musikern der New Yorker Studioszene zusammenstellten, einer explosiven Truppe quer durch die Generationen, revitalisierten sie das alte Big-Band-Konzept (Trompeten-, Posaunen-, Saxofonsatz plus Rhythmusgruppe), das zu diesem Zeitpunkt des aufkommenden Free Jazz und Rock schon als eine ausgeleierte Antiquität galt. Allein, Thad Jones' Arrangements waren über der hin- und mitreissenden Rhythmik voll von kühnen dissonanten Reibungen und halsbrecherischen dynamischen Brüchen: Inert weniger Takte konnten sie aus einem Pianissimo in ein Fortefortissimo explodieren. Das Achtzehn-Mann-Orchester erfand die alte Big-Band-Schematik neu aus dem Geist des Combo-Jazz, mit viel solistischem Freiraum für Improvisatoren wie Jerry Dodgion, Joe Farrell, Eddie Daniels, Jimmy Owens, Bob Brookmeyer, Pepper Adams. Schon in ihrer Geburtsstunde (und einem nachfolgenden Auftritt am 21. 3. 1966) sind die Qualitäten voll ausgebildet, die sie in den kommenden zwölf Jahren zur attraktivsten Grossformation eines weiterhin schon totgeglaubten Jazz machten. Allerdings potenziert durch die enthusiastische Spielfreude aller in dieser Stunde der ersten Verliebtheit.



Thad Jones / Mel Lewis Orchestra:
All My Yesterdays. The Debut 1966
Recordings at the Village Vanguard.
2 CDs. Resonance Records HCD-
2023. www.resonancerecords.org

Höhere Klasse geschafft

Gelungene Wohltätigkeitsveranstaltung im «Aura»; teure Kunst in Zürich. Von *Hildegard Schwaninger*



Geld für Kinder: Filmproduzent Cohn, Gastgeberin Jacobs, Moderator Aeschbacher.

Renata Jacobs, die gutsituierte Witwe von Kaffeekönig Klaus Jacobs, führt die Stiftung «Cartoneros y sus Chicos». *Cartoneros*, die Ärmsten in Argentinien, leben vom Sammeln von Kartons, meist auf der Strasse. Mit ihrer Stiftung ermöglicht Jacobs deren Kindern den Schulbesuch. Jährlich veranstaltet sie einen Benefizabend in Zürich, zu dem sie ihre Freunde («alles VIPs») einlädt. Eintritt: 300 Franken, Fröhlichkeit garantiert. Es gibt Tangomusik, gutes Fleisch und Jahrgangschampagner. Diesmal fand die Party im angesagten «Aura» statt.

Eine Auktion bringt zusätzliches Geld für die Kinder. Sie wird traditionsgemäss von Unternehmer Peter Blum (Gründer Helvetic Airways) durchgeführt, an dem definitiv ein Auktionator verlorenging. Versteigert wurden



Grossformatiges: Künstler Szczesny.

Holztiere, kleine Meisterwerke der Schnitzkunst. Renata Jacobs' kunstbegabte Intimfreundin Jenny Dreifuss hat die Tiere entworfen, die Kinder der *cartoneros* haben sie bemalt. Philanthrop Beat Curti bot für ein Gürteltier 5400 Franken und bekam den Zuschlag. Filmproduzent Arthur Cohn ersteigerte ein paar kleinere Figuren. Renata Jacobs konnte ihren Gästen die erfreuliche Nachricht überbringen, dass sämtliche ihrer *chicos* den Übertritt in die höhere Klasse geschafft haben.

Der deutsche Maler Stefan Szczesny lebt in Saint-Tropez und soll dort recht berühmt sein (jedenfalls zeigen ihn Bilder im aufwendigen Katalog neben Ex-James-Bond-Darsteller Pierce Brosnan). Jetzt stellte er in Zürich aus, in der Redbox Gallery von Marco Carenini an der Talstrasse, nur fünfzig Meter vom Hotel «Baur au Lac» entfernt. Diese Lage brachte auch ein paar Passanten, die sich die farbenfrohen Bilder – grossformatiges, sorgloses Strandleben mit üppigen Frauen – anschauten. Passanten aus den Vereinigten Arabischen Emiraten liessen sogar zwei Bilder reservieren, wie Erminio Carenini, der Vater des Galeriebesitzers, freudig feststellte. Doch Spontanbegeisterte sind oft nicht die zuverlässigsten Geschäftspartner, und so hingen die reservierten Werke drei Tage später immer noch da.

Mitten in der Galerie stand ein schnittiger Mercedes, ein Oldtimer aus den sechziger Jahren, für 157000 Franken. Auch ihn hätte man kaufen können, aber im Moment haben die Leute ja kein Geld. Zumindest geben sie es nicht aus. So jedenfalls munkelte man an der Vernissage.

Es erschienen ein paar Ladys, alle blond und gleich aussehend, die sich gern zwischen St. Moritz und Saint-Tropez bewegen. Unter ihnen Daniela Tognoni, die Frau des Fifa-Experten, mit ihrer Busenfreundin Christina Vögeli, der Witwe von Zahnarzt-Star John Schnell. Ihre teuren Pelze wollten nicht recht zum Vernissage-Thema «Welcome to Saint-Tropez» passen. Aber *anyway*: Das Büffet war authentisch. Von der Familie Carenini höchstpersönlich von der Côte d'Azur hergeholt. Salami, Camembert, Olivenpaste, Baguette.

Das Untergeschoss der Redbox fand reges Interesse. Dort stellt Marco Carenini eigene Werke aus: Fotografie, teils übermalt. Eines zeigt seine Ehefrau, eine rassige Erscheinung mit Indianerfedern auf dem Kopf. Die beiden erwarten demnächst ihr erstes Kind.

Die Bilder von Stefan Szczesny passen gut in lichtdurchflutete Häuser irgendwo am Meer. Die Preise sind sehr hoch; der Künstler hat sie wohl den Lebenshaltungskosten der zweit teuersten Stadt der Welt angepasst. Für ein mittelgrosses Bild, angelehnt an die Vorbilder Matisse und Picasso und schnell hin-



Versteht den Zeitgeist: Galeristin Koller.

gekleckst wirkend, bezahlt man 35 000 bis 50 000 Franken.

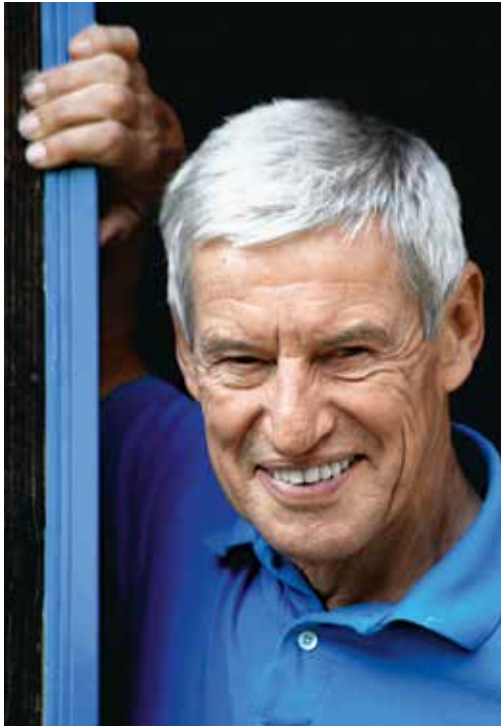
Als viel Geld erschien einem das vor allem, wenn man vorher in der Galerie Kunst im West war, wo die nimmermüde Galeristin Ursula Koller-Lehner das Zehn-Jahr-Jubiläum ihrer Galerie feierte. Dort hing ein Bild von André Wilhelm, «The English Man» (von Ursula Koller-Lehner kurzerhand in «Heidi» umgetauft), ein energiegeladenes Bild, das man sofort haben möchte; es kostet 4100 Franken. Koller-Lehner promotet neuerdings das Mieten von Kunst. Bei ihr kann man alle Bilder mieten, für die Party, übers Wochenende. Die Lady versteht den Zeitgeist. Das hält sie jung.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

Gleich ist nicht gleich

Der Psychologe Louis Schützenhöfer, 67, plädiert dafür, dass Paare Harmonie nicht überbewerten und somit auch nicht jede Spannung zum Anlass für eine Krise nehmen.



Festgefahrene Erwartungen: Schützenhöfer.

Gemeinsam wachsen: Meine Lebenspartnerin ist vor vielen Jahren gestorben. Diese Lücke hat das Leben nicht mehr ausgefüllt. Wir hatten eine spannende und manchmal auch anstrengende Beziehung. Sie war einerseits geprägt durch ernsthafte Auseinandersetzungen und andererseits durch die Bereitschaft, Gegensätzliches beim anderen nicht nur zu respektieren, sondern davon auch zu profitieren. Ich kann für mich sagen, dass ich an meiner Partnerin gewachsen bin.

Die andere Sicht: Meist wird die Partnerin oder der Partner nach dem Kriterium der Übereinstimmung ausgesucht. Wie die Forschung belegt, haben solche Beziehungen tatsächlich mehr Aussicht auf Bestand. Doch trotz dieser Vorsichtsmassnahme ist letztlich die Person, mit der man das Leben teilt, ein «fremdes» Wesen mit einer anderen Geschichte und einer anderen Sicht auf die Welt. Wer Harmonie allerdings nur in Übereinstimmung und Gleichheit sieht, macht sich selbst und dem anderen das Leben sehr schwer.

Lähmende Zweisamkeit: Für manche ist die Harmonie in Fragen der Weltanschauung und der Religion ein Muss, für andere sind es die Grundsätze in der Erziehung der Kinder oder der Auftritt nach aussen. Wieder für andere,

dass sie jeden Abend zusammen die «Tageschau» angucken, wandern gehen oder gemeinsame Abneigungen pflegen. Vermutlich haben wir alle eine Rangordnung von Bereichen, in denen uns Harmonie in der Partnerschaft besonders wichtig ist und die wir als rezepthaft für die Zweisamkeit empfinden. Es wäre ratsam, diesen Katalog möglichst frühzeitig in gemeinsamer Selbsterforschung zu besprechen und auch festgefahrene Lebensgewohnheiten, die bequem, irgendwann aber auch lähmend sind, zu hinterfragen und neu zu definieren. Jede Spannung, jeden Widerspruch aufzugreifen und auszutragen, ist aber nicht sinnvoll. Man sollte den Mut haben, die Augen vor notwendigen und manchmal schmerzhaften Veränderungen nicht zu verschliessen. Dieses Abwägen – Ertragen oder Verändern, Tolerieren oder Verändern – ist Bestandteil des Lebens und somit auch der Partnerschaft.

Turbulenzen positiver wahrnehmen: Natürlich tut Harmonie jeder Partnerschaft gut, es sei denn, sie ist trügerisch. Das wäre dann der Fall, wenn sie nur aufrechterhalten wird, um Dissonanzen zu verdecken, die angesprochen werden müssten. Oder wenn einer der beiden – meist ist es die Partnerin – sich zu sehr verbiegt und auf die Durchsetzung der eigenen Bedürfnisse nur um des lieben Friedens willen verzichtet. Wenn ein Paar sich weiterentwickeln will, ist die Auseinandersetzung mit Spannungen unverzichtbar, und diese Einsicht hilft auch, dass man allfällige Turbulenzen positiver wahrnehmen kann.

Differenzen ansprechen: Unzufriedenheit in der Partnerschaft zu empfinden und die aktive Entscheidung, das allzu Friedliche in der Partnerschaft zu hinterfragen, sind zwei sehr verschiedene Dinge. Im einen Fall wird die Harmonie missverstanden als komplette Übereinstimmung mit den eigenen festgefahrenen Erwartungen, und das ist ein sicheres Rezept für zermürbende Auseinandersetzungen und tatsächliche Unzufriedenheit. Im anderen Fall sehe ich das Bemühen, durch das Ansprechen wirklich wesentlicher Differenzen die Partnerschaft zu verbessern.

Louis Schützenhöfer: Die Harmoniefalle.
Orac. 208.S., Fr. 31.90
Protokoll: Franziska K. Müller

Lies!

Von Andreas Thiel — Wer Augen hat, zu lesen...

Müller: Die Behörden warnen nach jedem Terrorakt vor einer Überreaktion, denn eine solche könnte Feindseligkeiten gegenüber dem Islam schüren.

Meier: Ich habe keine Ahnung, wo es hier Probleme mit Feindseligkeiten gegenüber dem Islam geben soll. Aber dass wir ein Problem mit der Feindseligkeit des Islams uns gegenüber haben, ist offensichtlich.

Müller: Die Sicherheitspolitiker fordern jetzt immerhin ein Notrecht für den Nachrichtendienst, um den feindseligen Elementen in unserer Gesellschaft auf die Spur zu kommen.

Meier: Sie fordern mehr Mittel, um dann mit grösserem Aufwand weiterhin die Augen vor den Tatsachen zu verschliessen.

Müller: Was sollten die Behörden denn tun?

Meier: Die Augen öffnen. Seit wann braucht man ein nachrichtendienstliches Notrecht, um ein Buch zu lesen?

Müller: Welches Buch?

Meier: Den Koran. Die Terroristen führen bloss aus, was ihnen der Koran befiehlt: Sie töten Andersgläubige. Dabei ist ein Mordaufruf nach unseren Gesetzen ein Offizialdelikt. Wer den Koran anpreist, macht sich im Sinne unserer Gesetze strafbar.

Müller: Aber der Koran enthält doch das Wort Gottes.

Meier: Dann macht sich dieser Gott im Sinne unserer Gesetze strafbar.

Müller: Selbst als Bibelkundiger bin ich mir nicht sicher, ob das Wort «Hiobsbotschaft» dieser Einschätzung gerecht wird.

Meier: Ich bin nicht Gott. Und wäre ich Gott, hätte ich ein anderes Buch geschrieben.

Müller: Aber man kann doch von Anhängern einer Religion nicht erwarten, dass sie das Wort Gottes Gesetzen unterwerfen, welche durch peinliches politisches Gerangel und Feilschen zustande gekommen sind.

Meier: Doch, denn genau das ist der Unterschied zwischen einer Demokratie und einem Gottesstaat.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Heide aus dem Inferno

Von Peter Ruedi



Machen wir uns noch einmal auf den Weg zur Hölle! Der ist zwar mit guten Vorsätzen gepflastert, doch in dem Fall meint dies nicht, auf einen guten Wein zu verzichten. Im Gegenteil: Wir öffnen, nach dem formidablen Syrah (*Weltwoche* Nr. 5/16), abermals eine Flasche der Walliser Produzenten um den Arzt Patrick Regamey, die unter der Etikette «Histoire d'Enfer» nicht nur eine ganze Palette von schönen Roten anbieten (darunter fünf Pinots noirs), sondern auch einen Querschnitt durch die Weissen des Kantons: Fendant, selbstverständlich, Sylvaner (Johannisberg), Humagne blanche, Amigne, Petite Arvine, Marsanne, Pinot gris. Und einen Païen, im Oberwallis besser bekannt als Heida. *Too much*, könnte man meinen, sozusagen ein Katalog von *allem*, wäre das Resultat der neuen Shootingstars im Wallis nicht so überzeugend. Der Heida, von den mythenbeladenen Reblagen von Visperterminen (bis zu einer Höhe von 1150 Metern) unter dem wörtlich übersetzten Namen (*païen*, der Heide) in die Niederungen des Unterwallis herabgestiegen, ist eine urtümliche und faszinierende Sorte. Sie ist (um die Verwirrung, da wir schon in der Hölle sind, auf die Spitze zu treiben) im französischen Jura unter dem Namen Savagnin blanc bekannt (daraus entsteht der berühmte Vin jaune), im Tirol als Traminer, im Elsass als Gewürztraminer. Jüngste Untersuchungen der DNA haben den Pinot noir als Vater ausgemacht. Mutter unbekannt (anders als im römischen Recht: *mater semper est certa*). Wie auch immer, der Sprössling mit nur einem bekannten Elternteil ergibt in den gemässigten Lagen von Miège einen volleren Wein als an den steilen Hängen von Visperterminen (die im Übrigen keineswegs Europas höchster Weinberg sind, wie die Walliser gern behaupten): diskreter in der Säure, vielschichtig in der Nase (Zitrus, Birnen, weisse Blüten, etwas Rauch) und am Gaumen eine üppige, im langen Abgang etwas enigmatische Aromatik – ein Wein, an dem man lange herumdüfteln und -rätseln kann. Schade nur, dass davon im Inferno so wenig vorrätig ist.

Histoire d'Enfer. Païen Réserve 2013. 14%. Histoire d'Enfer, Corin-sur-Sierre. Fr. 36.–. www.histoiredenfer.ch

Süss, sauer, bitter

In kaum einem anderen Schweizer Restaurant bilden Küche und Patisserie eine so kongeniale Einheit wie im Basler «Stucki». Von David Schnapp



Fragen des Geschmacks: Stucki»-Chefs Tanja Grandits, Julien Duvernay.

Gleich zu Beginn: Ich bin ein Fan von Julien Duvernay. Vor ziemlich genau zwei Jahren stand an dieser Stelle, Duvernay sei der zurzeit beste Pâtissier im Land. Daran hat sich nichts geändert. Und: Das wurde offensichtlich als Bewerbung gelesen. Bei dem Buch «Desserts» von Julien Duvernay, das nun im AT-Verlag erscheint, habe ich in der Folge mitgearbeitet.

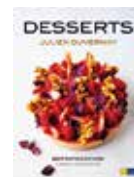
Litschi, Petersilie, Schokolade

Aus Sicht des «Stucki» Gastes in Basel ist der 33-jährige Franzose die kongeniale Ergänzung zu Tanja Grandits mit ihren charakteristischen Gerichten, die bunt, gemüsebetont, überraschend und weltgewandt daherkommen. Duvernay wiederum baut seine Desserts auf klassischem Pâtisserieshandwerk auf, wird aber durch die geschmacklichen Kombinationen zum Avantgardisten. Gemüse, Kräuter, Pilze, Pfeffer, Tee, Gewürze – was die «Stucki»-Küche unverwechselbar macht, findet auch Eingang in die süssen Gerichte, die etwa aus Sellerie und Wasabi entstehen und in denen diese beiden Hauptaromen mit einer Bergamotte-Espuma, einem Knuspererelement, Gelee, Wasabi-Eis, Milchreiscreme sowie einem leicht scharfen Sud von einer erfrischend-anregenden Grundsäure ergänzt werden. Durch die variantenreichen Texturen wird nicht nur Spannung erzeugt, die Aromen werden auch unterschiedlich

freigesetzt, entwickeln ihre Wirkung mal sofort, mal mit leichter Verzögerung.

Duvernay kombiniert Litschi mit Hibiskusblüten oder – das dritte Dessert an diesem Tag – ein Blattpetersilien-Eis mit Petersilien-Espuma, -Granité, -Gel und -Sauce. Als Fan bekomme ich sogar noch ein viertes Dessert, eine Variation von Schokolade; sie ist knusprig, cremig in verschiedenen Stufen, süss und bitter.

Tanja Grandits gibt freimütig zu, dass sie von Dessertzubereitung nicht viel versteht, es habe sie auch nicht in grossem Masse interessiert – bis sie Julien Duvernay begegnet ist, der schon zur «Stucki»-Besetzung gehörte, als Grandits 2008 das Restaurant übernahm. In der Patisserie wurde damals in französisch strenger Manier gearbeitet. Das war nicht Grandits' Welt, aber sie liess ihrem Pâtissier die Freiheit, einen eigenen Stil zu entwickeln. Daraus lässt sich im Rückblick nicht nur in Sachen Mitarbeiterführung etwas lernen, sondern auch in Fragen des Geschmacks.



Tanja Grandits' «Stucki»,
Bruderholzallee 42, 4059 Basel
Tel. 061 361 82 22.
Sonntags und montags geschlossen.

Julien Duvernay: Desserts.
AT. 200 S., Fr. 45.90



Auto

Das «wrrruuummm» der Macht

Die Bezeichnung Gran Turismo hätte für den Bentley Continental GT Speed erfunden werden können. Ist er auch schnell? Von David Schnapp

Man kann lange das Haar in der Suppe suchen: Als der Volkswagen-Konzern nach der Übernahme von Bentley 1998 dann 2003 mit dem Continental GT das erste eigene Modell auf die Strasse brachte, wurde alles richtig gemacht. Das lässt sich nach heutigem Kenntnisstand einigermassen locker behaupten. Der Continental ist zu einer modernen Ikone des sportlichen Reisecoupés geworden, die Form musste nur leicht nachgeschärft

werden und wirkt heute so zeitgemäss wie vor dreizehn Jahren. Eine Ikone auch, die sich lohnt: Bentley verkauft mittlerweile über 10 000 Fahrzeuge im Jahr, geschickt werden die Skaleneffekte genutzt, welche die Einbettung in einen grossen Konzern bietet.

In der Comic-Sprache

Wer einen Bentley fährt, will einen Auftritt haben. Dafür sorgt die bullige Erscheinung der Karosserie, im Falle meines Testwagens kommt eine Lackierung in strahlendem «Sequin Blue» hinzu. Bestimmt ein halbes Dutzend Mal habe ich in drei oder vier Tagen den Satz «Das ist ein schönes Auto» gehört. Der Sohn, vier, hingegen fragte nur: «Ist der schnell?» Diese Frage verlangt tatsächlich nach einer differenzierten Antwort. Wenn es geradeaus geht oder um lange, schöne Biegungen, ist der GT Speed eine Macht. Ein Druck aufs Gaspedal, und bevor man Luft holen kann, greifen die wesentlichen Systeme wirkungsvoll ineinander: Die Achtgang-Automatik schaltet blitzschnell zurück,

und der Zwölfzylinder-Motor mit 6 Litern Hubraum entwickelt, zwangsbeatmet von mächtigen Turboladern, eine eindrucksvolle Vehemenz: 635 PS (bei 6000 Umdrehungen) beziehungsweise 820 Nm (bei 2000 Umdrehungen) werden über alle vier Räder mit britischer Gelassenheit auf die Strasse gebracht. Gelassenheit heisst auch, da brüllt oder schreit nichts, diese motorisierte Macht äussert sich lediglich mit einem donnernden, basslastigen «wrrruuummm» – in der Comicsprache von Kraft und Geschwindigkeit.

Cooler Reisegefährte

Teil zwei der Antwort lautet: Der Continental ist ein sehr schweres Auto, fast 2,5 Tonnen Gewicht werden angegeben. Damit hetzt man nicht um enge Kurven, bei raschen Lastwechseln verliert der Wagen schnell etwas von jener Coolness, die ihn sonst zum so geschätzten Reisegefährten macht.

Gran Turismo, die grosse Reise, macht man nämlich mit dem Continental GT Speed noch so gerne. Andere Autos mögen mehr technische Spielereien bieten, der Bentley bietet wohlriechendes Leder, kühles, glänzendes Chrom, ein herausnehmbares Karbon-Brillenetui und eine Stereoanlage von Naim, die man einschaltet, wenn man sich tatsächlich einmal an dem «wrrruuummm!» sattgehört haben sollte.

Bentley Continental GT Speed

Leistung: 635 PS / 467 kW,
Höchstgeschwindigkeit: 331 km/h
Hubraum:
5998 ccm
Preis:
Fr. 227 900.–
Testauto:
Fr. 275 670.–





«Ein gütiger Mensch»: Unternehmer Elkann, 38.

MvH trifft

Lapo Elkann

Von Mark van Huisseling — Grosse Worte in einem kleinen Gespräch mit dem italienischen Unternehmer und Erben.

Was sagen Sie zum Match von gestern?» (Juventus Turin verlor das Rückspiel gegen Bayern München 2:4 nach Verlängerung und schied aus den Champions-League-Endspielen aus.) – «Ich würd' es vorziehen, über andere Dinge zu sprechen.» – «Einverstanden, ich dachte, ich beginne unbeschwert...» – «Das ist nicht unbeschwert, es ist traurig.» (Seiner Familie gehört der italienische Serie-A-Verein; eine der Tätowierungen auf seinem Arm zeigt dessen Wappen.) – «Wie kamen Sie, von allen Möglichkeiten, die einem die Geschäftswelt bietet, darauf, Brillen herzustellen?» – «Ich habe verschiedene Industrien angeschaut und überlegt: Wo sind Italiener die Stärksten? Und ich habe Brillen gesehen. Und als ich untersucht habe, wie italienische Brillenhersteller ihr Geschäft betreiben, habe ich eine grosse Möglichkeit erkannt, ein weit offenes Fenster, durch das wir einsteigen können mit unseren Produkten. Und mit unserer Vision, die sich unterscheidet

von der unserer Mitbewerber – wir haben Partnerschaften geschlossen mit Adidas, Ducati, Karl Lagerfeld, Hublot...» – «Partnerschaften – auch keine ganz neue Idee...» – «Wir bieten zudem kundenspezifische Personalisierungen und Anpassungen [der Brillen], verwenden neue Materialien aus der Autoindustrie... Andauernde und fortlaufende Entwicklungen, denn andere kopieren uns, und wir müssen immer einen Schritt voraus sein.»

Lapo Elkann, 38, ist ein italienischer Unternehmer und Designer sowie der Gründer und Präsident von Italia Independent, einem Brillenhersteller. Er ist ein Sohn von Margherita Agnelli, der Tochter von Giovanni «Gianni» Agnelli, dem ehemaligen Fiat-Geschäftsführer und -Mitbesitzer; Lapo war der Lieblingsenkel des «l'Avvocato» genannten Industriellen. Heutiger Präsident von Fiat sowie der Investmentgesellschaft, die das Familienvermögen bewirtschaftet, ist aber sein ein Jahr älterer Bruder John «Yaki» El-

kann. Für Anna Wintour, Chefredaktorin der *Vogue* Amerika, ist Lapo der eleganteste Mann des Planeten, sein Name steht auch auf der *Vanity Fair*-«Best-Dressed List». Anlass des Treffens am Rand der Baselworld, einer Uhren- und Schmuckmesse, war die Vorstellung eines neuen Uhrenmodells für Hublot – der «Big Bang Unico Italia Independent» –, das er mitentwickelt hat. «Am Rand» ist im Wortsinn zu verstehen: Als Raucher wünschte Elkann, die Messehalle zu verlassen, vor der Türe stand er zwei Zigarettenlängen zur Verfügung, ein Assistent war dabei, um mein Aufnahmegerät zu halten, sowie ein Personenschützer (sein Vermögen wird, je nach Quelle, auf eine bis fünf Milliarden Euro geschätzt). Er ist ledig und lebt in Mailand.

«Unabhängigkeit scheint Ihnen wichtig zu sein – steht das nicht im Widerspruch dazu, ein Unternehmen zu leiten, dessen Aktien an der Börse gehandelt werden?» («Independent» ist ebenfalls auf seinem Arm tätowiert, und seine Firma gleichen Namens ist seit 2013 am AIM Italia, dem Markt der italienischen Börse für kleine und mittlere Unternehmen, kotiert. – «Nein, überhaupt nicht. Wenn man seine Firma wachsen lassen und global werden will, gibt es viele Möglichkeiten, das zu erreichen. Für mich war der gesundeste und interessanteste Weg der Weg an die Börse – um eben unabhängig zu bleiben.»

«Sie haben Ihr Leben verändert nach Ihrer Nahtoderfahrung [im Herbst 2005 wurde er in die Notaufnahme eines Turiner Spitals eingeliefert, nachdem er mit einer Überdosis Kokain, Heroin und Alkohol komatös in der Wohnung eines Transsexuellen gefunden worden war; danach verliess er Italien für eine Entzugskur in Arizona, anschliessend lebte er zwei Jahre in New York, heute soll er drogenfrei sein] – war Ihr Leben früher interessanter, oder ist es das jetzt?»

«Mein Leben ist heute viel spannender als zuvor. Denn es gibt nichts Besseres im Leben, als zu lernen, sich selber zu lieben, zu akzeptieren und daran zu wachsen. Das ist wahrscheinlich der wichtigste Job, den ich habe, den jeder Mensch hat. Ich akzeptiere meine Qualitäten und Schwächen, und das hat mir ermöglicht, meine Stiftung aufzubauen: Sie heisst «Laps», «Libera Accademia per Progetti Sperimentali» [etwa «Freie Akademie für Versuchs-Vorhaben»], und wir bringen das Recht auf Glück an Orte, wo es dieses Recht traurigerweise nicht gibt, nach Scampia [Wohnstadt im Norden Neapels, wo die Lebensbedingungen als unmenschlich beschrieben werden], in ein Gefängnis ... Das ist mir wichtig, denn ich habe vom Leben eine grossartige Chance bekommen. Und ich bin ein gütiger Mensch, das konnte ich noch zu wenig zeigen in der Vergangenheit.»

Sein liebstes Restaurant: «Das, welches ich am Entwickeln bin: Restaurant Garage Italia in Mailand, wir sind bald so weit.»

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11								12		
13	14		15				16		17		18			
19						20								
			21								22			
23		24						25						
26					27					28			29	
30				31				32		33				
34				35				36				37		38
39								40				41		
				42						43				
	44							45				46		

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Wir erleben ihn im Bedarfsfall hautnah

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Sie bedeckt die arktische Subpolarzone. 5 Einst Hauptstadt des Herzogtums Brabant. 11 Nein! Da steht einem der Atem still. 12 Drei, sagt der Italiener, wo der Brit nicht mal ganz einen Baum sieht. 13 Leere Hand, sagt der Japaner, und verteidigt sich selbst. 16 Sie gibt dem Gesicht Farbe. 19 Also, sprach der Romand. 20 Sie haben eine Schichtung, sagen Geologen. 21 Stabsoffizier in der Schweizer Armee. 22 Tage: bei den Römern 15. oder 13. Tag eines Monats. 23 Dort in der Türkei wird Dampf gemacht. 25 Ob güst oder nicht, dieses Kamel ist eine. 26 Nicht Muskat sondern Maskat – wo sind wir denn da? 27 Sie besteht vor allem aus Wasser plus etwas Milchzucker. 28 Grimms Märchen von ihr, dem reichen Tier. 30 Sie sorgt in Hotelzimmern für Erfrischung. 32 Was Alain für die Franzosen, ist er für die Polen. 34 Ein *wonder* (Wunder) – und so wurde er ein femininer Welterfolg. 35 ... muss der Mensch sein, damit die Lösung auch ... ist. 39 Atem holen. 40 Solche Massnahmen lassen auf Beschränkung schliessen. 41 Der II., III. und IV.: alles Heilige. 42 Das tägliche mediale Brot, etwa bei CNN. 43 Schräg halten geht auch. 44 Saubermacher ohne politische Ambitionen. 45 Richtlinien bei Pferderennen. 46 Die Ehre gleiche einer unzugänglichen, so der Franzose Boileau.

Senkrecht — 1 Was die Rupie für Indien ist er für Bangladesch. 2 Da sieht ein Franzose irgendwie schwarz. 3 Empfehlenswert ist es ebenfalls, keine Frage. 4 Dieser Menschenaffe ist in Australien bestens bekannt. 5 Auf ihm (z. B. mit dem Kanu) Richtung Oder. 6 Da gibt's wirklich nichts zu deuteln: Die Rede ist schlicht unverständlich. 7 Er wird dank dieses Städtchens zum berühmten Käse. 8 Weiser Wilhelm Busch: Die Summe unseres Lebens sind jene, in denen wir lieben. 9 Reife Früchte haben sie zur Folge. 10 Mythos mit Heiligenschein. 14 Urkunst in der berühmten Höhle von dort. 15 Modemacher, Italiener und lebende Legende. 17 Es befindet sich im geografischen Sandwich zwischen Jura und Alpen. 18 Klar: Der Übertragungsweg braucht Führung. 20 Innert kürzester Frist soll es sein. 23 Was für ein Mann, wird wohl Südamerikaner sein. 24 Einer der zwölf Stämme Israels. 25 Die Kopfschwarte lässt an Indianer denken. 27 Sie wirken irgendwie mannhafter als Männer. 29 Ebenso bekannt wie der Stangenzimt. 31 Maja ist wirklich eine Süsse. 33 "Buenos" – nicht "dias", eher städtisch. 36 Unternehmerischer Tiger bringt einen in Fahrt. 37 Zwischen urcool und brünstig – es ist wirklich verwirrend. 38 Sie sind formbar und vollendet oft wunderbar.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 460

H	S	H	E	B	E	L	F	A	S	E	R		
A	S	E	R	I	I	L	E	X	B	U	R	E	
S	P	I	E	L	E	R	I	N	G	R	E	T	A
S	A	L	A	T	D	E	A	D	E	D	E	L	
R	G	O	E	S	E	N	D	E	R				
S	T	R	A	N	D	Z	M	A	E	H	E		
H	A	I	N	D	A	H	E	I	M	A	K	R	
O	N	T	I	T	O	W	E	K	L	I	G		
G	E	G	R	E	T	U	I	S	A	T	T	O	
U	R	I	E	L	I	N	I	M	B	U	S		
N	I	E	D	E	R	L	A	G	E	I	N	C	H
C	R	E	W	A	B	U	R	G	H				

Waagrecht — 3 HEBEL 7 FASER 12 ASERI 15 ILEX (bot. Name f. Stechpalme) 16 BURE 17 SPIELERIN 18 GRETA 19 SALAT 20 DEAD (plus end = engl. f. Sackgasse) 22 EDEL 23 GOES (engl. für [man] geht) 25 END (engl. f. Ende) 27 STRAND 30 MAEH 33 HAIN 34 DAHEIM 37 AKR (Abk. f. Arbeitskreis) 39 TITOW 40 EKLIG 42 GEGR 45 ETUIS 47 ATTO (Präfix: Trillionstel einer Einheit) 48 URIEL 50 NIMBUS 51 NIEDERLAGE 52 INCH 53 CREW 54 BURGH (geb. als Davison)

Senkrecht — 1 HASS 2 SEIL 3 HILTON 4 BIRDS (The Birds: Film von Hitchcock) 5 ELIE (von hinten: Eile) 6 LENA (Fluss in Sibirien) 8 ABRENDE 9 SUED 10 ERTER ER(-s)-TER 11 REAL 13 SPARTA 14 REAGAN 21 DEMI 24 EDDIE 26 NAME 27 SHOGUN 28 RINGIER (gibt den Blick heraus) 29 ZHOU 31 HALTUNG 32 ERGO 35 ATTLA 36 EWING (wenig) 38 KITSCH 41 KABIR 43 ERIC 44 REDE 46 SIEB 49 LEW

Lösungswort — HEIDENANGST

EMS
WIR DENKEN WEITER

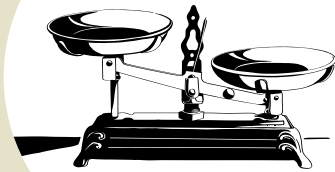
EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



Ökonomische Öffnung
ist politischer Zündstoff



Afrika als Chinas
Wachstumsbarometer



Schuldenberge und
billiges Geld

Betrifft Sie das?

Diese globalen Entwicklungen haben eines gemeinsam:
Sie beeinflussen die Wirtschaft und damit Ihr Vermögen.
Wie gehen Sie mit Komplexität um?

Als persönliche Berater navigieren wir Sie durch das
anspruchsvolle Umfeld. Ihre individuellen Ansprüche
vernetzen wir mit unseren Analysen. Tagtäglich.

Entdecken Sie mehr auf **notenstein-laroche.ch**.
Gerne beraten wir Sie auch im persönlichen Dialog:
unter **071 242 50 00** oder am Standort in Ihrer Nähe.



NOTENSTEIN
LA ROCHE

PRIVATBANK

ST.GALLEN BASEL BERN CHUR GENF LAUSANNE LOCARNO LUGANO
LUZERN OLTEN SCHAFFHAUSEN WINTERTHUR ZÜRICH